

Trevor N. Dupuy

Der **Genius** des **Krieges**

**Das deutsche Heer und der
Generalstab 1807–1945**

TREVOR N. DUPUY

Der Genius des Krieges



Trevor N. Dupuy

Der **Genius**
des **Krieges**

**Das deutsche Heer und der
Generalstab 1807–1945**

ARES VERLAG

Umschlaggestaltung: DSR – Digitalstudio Rypka/Thomas Hofer, Graz
Umschlagfoto Vorderseite: Ullstein-Bilderdienst

Erstpublikation 1977 in den USA von Prentice-Hall unter dem Titel: Trevor Nevitt
Dupuy: *A Genius for War: The German Army and General Staff, 1807–1945*,
Copyright © Arnold C. Dupuy

Aus dem Amerikanischen ins Deutsche übertragen von Dr. Franz Uhle-Wettler

Bildnachweis: Ullstein-Bilderdienst: Bildtafel I rechts unten, V links unten, VII oben,
IX links oben, X links oben und links unten, XI beide oben und rechts unten, XII
rechts oben und unten; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: VI beide; alle anderen
Bilder: Archiv des Verlages

Wir haben uns bemüht, bei den hier verwendeten Bildern die Rechteinhaber aus-
findig zu machen. Falls es dessen ungeachtet Bildrechte geben sollte, die wir nicht
recherchieren konnten, bitten wir um Nachricht an den Verlag.

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Natio-
nalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Hinweis:

Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die zum Schutz vor
Verschmutzung verwendete Einschweißfolie ist aus Polyethylen chlor- und schwefel-
frei hergestellt. Diese umweltfreundliche Folie verhält sich grundwasserneutral, ist
voll recyclingfähig und verbrennt in Müllverbrennungsanlagen völlig ungiftig.

Auf Wunsch senden wir Ihnen gerne kostenlos unser Verlagsverzeichnis zu:

Ares Verlag GmbH
Hofgasse 5 / Postfach 438
A-8011 Graz
Tel.: +43 (0)316/821636
Fax: +43 (0)316/835612
E-Mail: ares-verlag@ares-verlag.com
www.ares-verlag.com

ISBN 978-3-902475-51-0 EISBN(PDF) 978-3-990811-31-3

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische
Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auszugsweisen Nachdruck oder Einspeicherung
und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

© Copyright by Ares Verlag, Graz 2009

Layout: Ecotext-Verlag, Mag. G. Schneeweiß-Arnoldstein, 1010 Wien
Gesamtherstellung: Druckerei Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan
Printed in Austria

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur deutschen Ausgabe	7
Danksagung	13
Prolog Das Rätsel von 1944	17
1. Kapitel: Mythen, die einander widersprechen	23
2. Kapitel: Friedrich der Große und das preußische Heer	30
3. Kapitel: Die Reformer und ihr neues Heer	36
4. Kapitel: Reform und Reaktion – Eine Vernunftete	62
5. Kapitel: Die Institutionalisierung der militärischen Höchstleistung	71
6. Kapitel: Die preußische Armee und der Generalstab in der Mitte des 19. Jahrhunderts	84
7. Kapitel: Moltke übernimmt die Führung	105
8. Kapitel: Der Generalstab und der deutsch-französische Krieg ..	125
9. Kapitel: Vermeidung der Nemesis des Krieges	151
10. Kapitel: Der Schlieffenplan – Scheitern trotz Vollkommen- heit	174
11. Kapitel: Schützengräben, Stacheldraht und Niederlage	199
12. Kapitel: Das Aufsammeln der Trümmer: Groener, Seeckt und der Generalstab	240
13. Kapitel: Heimliche Erholung: Die Ära Seeckt	265
14. Kapitel: In den nationalsozialistischen Abgrund	295
15. Kapitel: Siege und Niederlagen	335
16. Kapitel: Weniger als Übermenschen	377
17. Kapitel: Die Institutionalisierung militärischer Leistungs- fähigkeit	390
Epilog: Einige Folgerungen	402
Anlage A: Die deutsche Leistungsfähigkeit im Ersten Weltkrieg	409
Anlage B: Eine Verteidigung Schleichers	412
Anlage C: Die deutsche Leistungsfähigkeit im Zweiten Weltkrieg ..	415
Anlage D: Das Rätsel Halder	423
Bibliographie	427
Namenverzeichnis [in Auswahl]	435

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Es ist ungewöhnlich, wenn ein deutschsprachiger Verlag eine schon vor mehr als 40 Jahren erschienene amerikanische militärgeschichtliche Studie veröffentlicht und zudem ein österreichischer Verlag ein Werk herausbringt, das die preußisch-deutschen Heere als militärisches Vorbild beurteilt. Deshalb können einige zusätzliche Informationen nützlich sein.

Der Verfasser des Werkes, Trevor Dupuy, war Sohn eines US-amerikanischen Obersten. Auch er war Berufsoffizier, führte während des Zweiten Weltkrieges amerikanische, chinesische sowie britische Artillerieverbände in Burma und lehrte später, wie schon sein Vater, Militärgeschichte an der berühmten Militärakademie Westpoint. 1958 ließ er sich als Oberst pensionieren.

Nach seiner Pensionierung gründete Dupuy ein eigenes Forschungsunternehmen, genannt HERO (*Historical Evaluation and Research Organization*). Hier untersuchte er unter anderem Fragen, für die Antworten nur durch die Auswertung von Gefechten und Schlachten vergangener Kriege zu finden waren: Wie hoch sind die zu erwartenden Verluste einer Panzerdivision an Soldaten, Panzern und Schützenpanzern, wenn sie einen Feind bestimmter, also quantifizierter Stärke angreift? Wie viele Kilometer wird die Division vorankommen, wenn sie einen Feind quantifizierter Stärke in einem Gelände definierter Art angreift? Wie hoch sind die Verluste, wenn sich die Division gegen einen Feind quantifizierter Stärke verteidigt? Wie hoch ist der Verbrauch an Betriebsstoff und Munition? Aus dem Ergebnis derartiger Forschungen entwickelte Dupuy Submodelle, die für die computergestützten Untersuchungen erforderlich sind, mit denen schon zu seiner Zeit die „Operations Research“ taktische sowie strategische Fragen untersuchte oder die Leistungsfähigkeit geplanter Waffensysteme abschätzte. Bei dieser Arbeit kam Dupuy zu Erkenntnissen, die er im „Prolog“ der hier veröffentlichten Studie erläutert.

Bis zu seinem Tode im Juni 1995 hat Trevor Dupuy, anfangs in Zusammenarbeit mit seinem Vater Ernest, mehr als 50 Bücher veröffentlicht. Zu seinen bekanntesten Werken gehört das hier vorgelegte „*The Genius for War*“ – ein Titel, der Clausewitz' Terminus „Der kriegerische Genius“¹

1 C. v. Clausewitz: Vom Kriege, Erster Teil, Erstes Buch: Über die Natur des Krieges, 3. Kapitel: Der kriegerische Genius.

aufnimmt, mit dem Dupuy die deutschen Heere 1807–1945 bewertet. Die Studie wurde schon wenige Monate nach Veröffentlichung zum „*Book of the Month*“ des amerikanischen *Historical Book Club* gewählt. Das amerikanische Verteidigungsministerium, von Dupuys Urteil, die preußisch-deutschen Heere einschließlich der Wehrmacht seien militärisch allen anderen Heeren der Welt und auch dem amerikanischen Heer überlegen gewesen, beeindruckt, gab eine Folgestudie in Auftrag. Sie sollte nur den Kampfwert der amerikanischen Streitkräfte und der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg vergleichen und die Ursachen der deutschen Kampfwertüberlegenheit herausarbeiten. Das Pentagon übertrug diese Studie wohl nicht zufällig Martin van Creveld, einem israelischen und zudem international renommierten Militärgeschichtswissenschaftler. Dieser bestätigte Dupuys Urteil.² In den späten 70er und in den 80er Jahren war kaum ein höherer amerikanischer Offizier zu finden, der die Studien Dupuys und van Crevelds nicht kannte.

Um so bemerkenswerter ist die deutsche Reaktion. Bereits am 19. Mai 1978 erwarb ein Stuttgarter Verlag die Rechte an Dupuys Buch und ließ es von Theodor Fuchs (München) übersetzen. Doch dann wurde es still. Dupuys Anfragen ließ der Verlag unbeantwortet. Schließlich antwortete er doch und teilte mit, die Übersetzung werde bald erscheinen. Anschließend ließ er wieder Anfragen unbeantwortet – dann kam erneut die Antwort, der Erscheinungstermin sei nahe. So verging Jahr um Jahr. Am 20. Januar 1987 antwortete der Verlag noch einmal: Die Übersetzung sei abgeschlossen, die Vorbereitungen schritten voran – und bat wieder um etwas Geduld.

Schließlich erhielt Dupuy am 2. Februar 1989 – also nach elf Jahren – eine handschriftliche Notiz, eher einen Zettel, von der Chefsekretärin des Verlags, also nicht einmal von einem Verantwortlichen, man könne das Buch nicht veröffentlichen, denn Theodor Fuchs sei vor Abschluss der Übersetzung gestorben. Diese Begründung widersprach der Mitteilung des Verlags an Dupuy vom 20. Januar 1987. Zudem hätte ein anderer die Übersetzung fertigstellen können und schließlich hatte Herr Fuchs dem jetzigen Übersetzer des Buches schon 1984 mitgeteilt, er habe die Übersetzung längst abgeschlossen. Die Verzögerung sei ihm unerklärlich.³

Verlagsinterna sind nicht bekannt geworden. Fragen sind jedoch berechtigt. War die Studie eines bedeutenden amerikanischen Historikers,

2 Martin van Creveld: *Fighting Power – German and US Army Military Performance 1939–1945*; dt.: *Kampfkraft – Militärische Organisation und militärische Leistung*, Graz 2005.

3 Ablichtungen der diesbezüglichen Schriftstücke sind im Besitz des jetzigen Übersetzers. Die von Theodor Fuchs gefertigte Übersetzung war nicht mehr zu finden; das Buch musste deshalb neu übersetzt werden.

der – ohne Untaten zu verschweigen – die deutschen Heere einschließlich der Wehrmacht als militärisches Vorbild wertet, in Deutschland unerwünscht? Hierauf deutet zusätzlich eine Arabeske. Bei der Beschaffung von Porträts deutscher Generale des 19. Jahrhunderts für die bebilderte Ausgabe des Buches half anfangs das (westdeutsche) Militärgeschichtliche Forschungsamt. Doch dann konnte oder wollte es nicht mehr helfen. Von Dupuy um Rat gebeten, konnte der neue Übersetzer, obwohl Offizier der Bundeswehr, nur empfehlen, die Nationale Volksarmee der DDR um Hilfe zu bitten. In kurzer Zeit hatte Dupuy, was er brauchte. Schließlich ist wohl auch erwähnenswert, wie das MGFA die Studie Dupuys behandelte. Das Amt gab und gibt die „Militärgeschichtlichen Mitteilungen“ (heute Militärgeschichtliche Zeitschrift) heraus. In zwei Halbbänden werden jedes Jahr die 150 bis 200 wichtigsten Veröffentlichungen vorgestellt und rezensiert. Dupuys Studie fehlte in den der Veröffentlichung folgenden Jahren. Hat man sie verschwiegen, weil man nicht einmal genug Mängel fand, um sie wenigstens zu verdammen?

Anders Dupuy. Dessen wissenschaftsethisches Niveau und Unvoreingenommenheit unterstreichen zwei Beispiele. Dupuys Beurteilung des Generals v. Schleicher im Manuskript dieses Buches widersprach der jetzige Übersetzer. Dupuy stimmte nicht zu, aber er fügte diese abweichende Beurteilung seiner Studie bei (siehe Anlage B). Das zweite Beispiel: Für Dupuy, konservativ, in Westpoint erzogen und Oberst der US Army, war es unvorstellbar, dass seine Kameraden Kriegsverbrechen begingen oder deckten. Eine seiner letzten Veröffentlichungen untersucht die deutsche Ardennenoffensive 1944. Dupuy sandte das Manuskript dem jetzigen Übersetzer und dabei seine Darstellung der (angeblichen?) deutschen Kriegsverbrechen 1944 bei Malmedy und des 1946 folgenden Kriegsverbrecherprozesses. Aufgrund der Stellungnahme des Übersetzers überarbeitete er sein Manuskript, urteilte nun vorsichtiger und schloss, die Deutschen hätten Grund, sich wegen Malmedys, und die Amerikaner hätten Grund, sich wegen des Prozesses zu schämen.⁴

Den Übersetzer einer historischen Studie kann es locken, durch zusätzliche Bemerkungen Wichtiges noch mehr hervorzuheben oder bei Details korrigierend einzugreifen. Doch ebenso wichtig wie die Studie selbst ist wohl die Art, wie ein namhafter amerikanischer Autor einem großen

4 T. N. Dupuy: Hitler's last Gamble – The Battle of the Bulge. Zu den (angeblichen?) deutschen Kriegsverbrechen bei Malmedy sowie zum Malmedy-Prozess (43 Todesurteile, allerdings nicht vollstreckt): F. Uhle-Wettler: Das Gericht der Sieger – Die Panzergruppe Peiper, in: Deutsche Militärzeitschrift, April/Juni 1996, sowie vorzüglich und mit ausführlichen Literaturangaben Klaus Hammel: Der Fall Malmedy, in: Das Ritterkreuz – Mitteilungsblatt der Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger, 51. Jahrgg., Nr. 3 (September 2005).

Publikum in einem bedeutenden Verlag die deutsche Militärgeschichte darstellt; immerhin ist bezeichnend, dass der Übersetzer 1993 in der Bibliothek des Singapur-Verteidigungsministeriums 17 Werke Dupuys, dabei auch diese Studie, fand. Das forderte wohl, dem Leser diese Studie so unverändert wie möglich vorzulegen.

Allerdings ist seit der Veröffentlichung von Dupuys Buch manches erschienen, das seine Urteile bekräftigt oder in anderem Licht erscheinen lässt. Darüber hinaus bedurfte das eine oder andere seiner Urteile einer Erläuterung, da die Forschung inzwischen vorangeschritten ist. Nicht übersehen werden sollte auch, dass Dupuys Buch zuvorderst an das amerikanische Publikum gerichtet ist, das im Jahre 1977, als die Erstauflage des „Genius for War“ erschien, deutlich unter Eindruck des verlorenen Vietnamkrieges stand. Wo es notwendig schien, ist hierauf mit einer Anmerkung des Übersetzers (*A. d. Ü.*) oder der Redaktion (*A. d. R.*) verwiesen worden. An einigen Stellen hat der Übersetzer ohne besondere Kennzeichnung, also ohne das die Lektüre störende *A. d. Ü.*, in Unbedeutendes eingegriffen. So hat er diejenige Schlacht, die gemäß angloamerikanischem Brauch als „Schlacht bei Lützen“ bezeichnet wurde, deutschem Brauch folgend als „Schlacht bei Großgörschen“ übersetzt, Clausewitz hat seinen Vornamen nicht Karl, sondern Carl geschrieben, Schleicher war Ende 1918 nicht Hauptmann, sondern Major, und Halder war 1930 nicht Chef des Stabs des Wehrbereichskommandos IX, sondern VII. Etwas zögernd hat der Übersetzer die Bezeichnung des deutsch-französischen Krieges 1870/71 als „Franco-Prussian“ dem deutschen Gebrauch angeglichen, obwohl die in der angloamerikanischen Geschichtsschreibung übliche Bezeichnung eines von allen deutschen Fürstentümern und Freien Städten geführten Krieges als „preußisch“ mehr als Zufall sein könnte.

Der Übersetzer möchte an dieser Stelle besonders Frau Irina Heer, die einen großen Teil der Karten so aufbereitet hat, dass sie für den deutschen Leser brauchbar sind, und der Bibliothek des Verteidigungsministeriums danken, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben. Es bleibt weiter noch darauf hinzuweisen, dass auf diejenigen Anlagen aus dem Original, die für den deutschen Leser weniger von Interesse sind (*Chronology, The Political and Military Leadership of Prussia-Germany*), verzichtet wurde. Soweit bei den Karten und den Tabellen in den Anlagen eine Allgemeinverständlichkeit vorausgesetzt werden darf, wurden diese nicht ins Deutsche übertragen, sondern wie im Original belassen.

Ich widme dieses Buch in Liebe
meinem Sohn Charles

Danksagung

Es ist wohl offensichtlich, dass das Forschen, das Schreiben und die Schlussfolgerungen dieses Buches mein Werk sind; niemand sonst kann dafür getadelt werden. Doch ich muss meine große Schuld gegenüber zahlreichen Menschen anerkennen, die mir in verschiedener Weise und unterschiedlichem Maße geholfen haben.

Von so vielen Menschen habe ich nützliche Bemerkungen, neue Gedanken und Kritik bis hin zu völliger Ablehnung erhalten, dass ich fürchte, bei ihrer Erwähnung einige zu übersehen. Doch ich werde es versuchen. Zu diesen Menschen rechne ich Dr. Fritz G. A. Kraemer, Oberst James E. Mrazek, Oberst Wlodzimierz Onacewicz, Dr. William Emerson, Dr. Hugh M. Cole, Mr. Robert Wolfe, Mr. Richard A. von Dönhoff, Mr. Paul Martell, Mr. Charles von Lüttichau, Dr. Rudolf Winnacker und Oberst A. M. Frazer.

Unter denen, die sich die Mühe gemacht haben, mein Manuskript zu lesen und detaillierte konstruktive und kritische Kommentare zu liefern, sind Oberst Frederick Bernays Wiener, Professor Enno E. Kraehe, Dr. Dermot Bradley, Dr. Franz Uhle-Wettler, Professor Theodore Ropp, Mr. David F. Rudgers und Dr. J. A. Stockfish. Dr. Uhle-Wettler, Oberst Wiener und Professor Ropp haben besonders geholfen, nicht nur durch ihre allgemeinen Anregungen zur Stärkung meiner Schlussfolgerungen, sondern auch, indem sie eine Reihe von Verbesserungen anregten.

Mehrere Mitglieder meines Stabs und der Gesellschafter von HERO haben besonders geholfen. Ich kann meine Dankbarkeit für die Hilfe von Lucille Petterson nicht genug hervorheben; sie hat mir geholfen, das bedeutende Hindernis meiner Unkenntnis der deutschen Sprache zu überwinden. Sie hat gründlich in den deutschen Primärquellen, die sich auf Mikrofilm in den US National Archives befinden, und in der nicht ins Englische übersetzten Sekundärliteratur geforscht. So konnte sie mir ausführliche Zusammenfassungen und erschöpfende Übersetzungen von zahlreichen Dokumenten und Büchern vorlegen. Sie prüfte sodann das Manuskript, um mir zu helfen, die meisten Spuren der Tatsache zu beseitigen, dass ich die deutsche Sprache und die deutschen Gebräuche nicht kenne. Claudia Upper prüfte, fasste zusammen und lenkte meine Aufmerksamkeit auf die umfangreiche wissenschaftliche Literatur über die

deutsche Kultur und die deutschen Gebräuche. Grace Hayes und Gay Hammerman haben mit ihrem herausgeberischen Geschick geholfen, die Gliederung, Darstellungsweise und Aussagekraft des Buches zu verbessern; ich kann ihnen nicht genug für ihren Beitrag danken. Billie Davis war, von Virginia Rufer und Alicia Boyd geschickt unterstützt, verantwortlich für die schriftliche Abfassung der verschiedenen Entwürfe und für das Aufspüren und Korrigieren der Irrtümer, die sich eingeschlichen hatten.

Ich bin allen, die mir geholfen haben, sehr dankbar.

T. N. D.

Dunn Loring, Virginia

Jede eigentümliche Tätigkeit bedarf (...) eigentümlicher Anlagen des Verstandes und des Gemüts. Wo diese in einem hohen Grade ausgezeichnet sind und sich durch außerordentliche Leistungen darstellen, wird der Geist, dem sie angehören, mit dem Namen des Genius bezeichnet (...), die für gewisse Tätigkeiten sehr gesteigerte Geisteskraft. (...) Wir müssen überhaupt jede gemeinschaftliche Richtung der Seelenkräfte zur kriegerischen Tätigkeit in Betracht ziehen, die wir dann als das Wesen des kriegerischen Genius ansehen können. Wir sagen die *g e m e i n s c h a f t l i c h e n*, denn darin besteht eben der kriegerische Genius, dass er nicht eine einzelne dahin gerichtete Kraft, z. B. der Mut ist (...), sondern dass er ein *h a r m o n i s c h e r V e r e i n* der Kräfte ist, wobei eine oder die andere vorherrschen, aber keine widerstreben darf.

Carl von Clausewitz

Vom Kriege

Erster Teil, Erstes Buch, 3. Kapitel

PROLOG

Das Rätsel von 1944

Für Deutschland war 1944 ein Jahr fast endloser Niederlagen. Der bedeutendste und wirksamste physische und seelische Schlag für das deutsche Volk und seine Führung war das Ergebnis der wuchtigen Luftangriffe. Das ganze Jahr hindurch säten Tag für Tag Geschwader alliierter Bomber über Deutschland ununterbrochen kreuz und quer Verwüstung, bei Tag und bei Nacht. Mit dem Erfolg der alliierten Seestreitkräfte, die die U-Boote auf dem Atlantik niederrangen, endete alle Hoffnung auf einen erfolgreichen deutschen Wirtschaftskrieg gegen die westlichen Alliierten.

An der Ostfront führten russische Armeen mit einer Überlegenheit von 5:1 bis 15:1 einen überwältigenden Schlag nach dem anderen.⁵ Im Norden trieben sie die Deutschen aus den Vororten Leningrads zurück in die baltischen Staaten; im Mittelabschnitt warfen sie die Deutschen aus dem Herzen Weißrusslands zurück nach Ostpreußen und Mittelpolen; im Süden drangen sie vom Dnjepr in der mittleren Ukraine bis zur Donau und den Karpaten sowie tief in den Balkan vor. Es schien, dass die deutschen Armeen nicht mehr in der Lage wären, irgendeine kraftvolle russische Offensive abzuwehren.

In Italien wurde im Januar bei Anzio ein mögliches deutsches Desaster durch eine rasche und geschickte Verteidigung verhindert. Aber die deutschen, unaufhörlich von der überwältigenden alliierten Luftmacht angegriffenen Verteidiger konnten die frischen und ausgeruhten amerikanischen und britischen Divisionen nicht mehr abwehren, als diese ihre

5 A. d. Ü.: Die Behauptung einer Überlegenheit von 5:1 bis 15:1 wird von sowjetrussischen amtlichen Untersuchungen gestützt. So zum Beispiel von der vom Deutschen Militärverlag (Ost-)Berlin im Jahre 1961 übersetzt herausgegebenen Studie der Frunse-Akademie „Die Entwicklung der Taktik der Sowjetarmee im Großen Vaterländischen Krieg“, Schlusswort, S. 421 ff., hier S. 422: „Die Untersuchungen über die Entwicklung des Angriffsgefechts haben gezeigt, daß die Massierung an Kräften und Mitteln in den Durchbruchabschnitten ständig gesteigert wurde. Gegen Kriegsende wurde in den Hauptstoßrichtungen eine fünf- bis sechsfache und zuweilen noch höhere Überlegenheit der Sowjettruppen geschaffen (...). Dank der Massierung der Kräfte und Mittel erfolgte der Durchbruch (...) zügig und schnell.“

Offensive im Mai wieder aufnahmen und im Juni bei der Verfolgung zweier angeschlagener deutscher Armeen Rom nahmen.

Auch im Westen wurden die Deutschen durch die totale Luftherrschaft der Alliierten schwer behindert und konnten die alliierte Landung an den Ufern der Normandie nicht verhindern. Deutsche Versuche, Verstärkungen zur Küste zu bringen und die Alliierten in den Englischen Kanal zurückzuwerfen, wurden durch die alliierten taktischen Luftstreitkräfte verhindert, die alle Straßen und Eisenbahnlinien Nordfrankreichs leerfegten. Unter dem wachsenden Druck der umfangreichen alliierten Verstärkungen, die sich in den Brückenkopf in der Normandie ergossen, brach die deutsche Verteidigung schließlich zusammen. Das erzwang einen überstürzten Rückzug durch Nordfrankreich zur deutschen Grenze. Im September hatten im Westen die pausenlos aus der Luft angegriffenen und auf dem Boden verfolgten deutschen Armeen praktisch die Fähigkeit verloren, einen alliierten Vorstoß ins Herz Deutschlands zu verhindern; der Stoß kam nur kurz vor der deutschen Grenze zum Halt, weil die Alliierten buchstäblich keinen Sprit mehr hatten.

Aber im Dezember 1944 war es den Deutschen trotz alledem gelungen, im Osten, in Italien und im Zuge des Westwalls auch im Westen eine starke und kampfkraftige Verteidigung aufzubauen. Die Alliierten hatten noch immer ihre große numerische Überlegenheit an Soldaten sowie Waffen; die Bomberoffensive wurde fortgesetzt; es gab keinen Zweifel, dass Deutschland schließlich unterliegen würde. Aber der alliierte Sieg, der im Hochsommer 1944 so nah und so leicht zu erringen schien, konnte nur durch lange, mühsame und verlustreiche Kämpfe gegen eine wohlvorbereitete, gut ausgerüstete, gefährliche, wirksame und treu zusammenhaltende Kampftruppe errungen werden.

Im Rückblick erscheint diese deutsche Erholung fast als Wunder; in Deutschland begannen die Menschen tatsächlich von dem, was im September und Oktober entlang des Westwalls geschehen war, als „Wunder im Westen“ zu sprechen. Es war tatsächlich ein Wunder, aber wie die ähnlichen Wunder im Osten und Süden war es von Menschen verwirklicht worden – von normalen Menschen, deren Grenzen, Schwächen und Mängel den alliierten Soldaten nun so klar waren, dass sie verächtlich von deutschen „Übermenschen“ und von Hitlers „Herrenrasse“ sprechen konnten. Dennoch war erst ein Teil des Wunders verwirklicht. Mehr sollte kommen.

Am frühen 16. Dezember griffen deutsche Panzer- und Infanterieverbände überraschend durch die Ardennen in Richtung Westen mit einer Kraft an, die auffallend an die Offensive erinnerte, die 1940 die britischen und französischen Armeen vernichtet hatte. In den dunklen Tagen Dezembertagen 1944, als die deutschen Panzer durch Luxemburg und

immer tiefer nach Belgien hinein vorstießen, ergriff eine weit verbreitete, an den schwarzen, alarmierenden Schlagzeilen abzulesende Panik England und die Vereinigten Staaten. Befanden sich die Deutschen doch nicht am Rande der Niederlage? Waren sie dabei, die alliierten Armeen ebenso aufzuspalten wie 1940? Hatten sie die Kraft, die Briten zurück und in ein zweites Dünkirchen zu treiben? Wie konnte das möglich sein?

Natürlich, das war nicht möglich. Die deutsche Offensive 1944 hatte kaum etwas von der Kraft der Offensive 1940. Und ihr begegneten bessere Heere als diejenigen, die 1940 überwältigt worden waren, und die in keiner Weise von dem Schock und dem Schrecken erfasst wurden, die ihre Familien zu Hause beunruhigte. Die deutsche Offensive wurde, nachdem sie fast die Maas erreicht hatte, aufgefangen, und dann unter schwersten Verlusten zurückgeworfen.

Es ist nichts Erstaunliches am Scheitern der deutschen Offensive. Erstaunlich ist, dass die Deutschen eine solche Offensive überhaupt führen und 80 Kilometer in einen Feind einbrechen konnten, der in der Luft und am Boden eine überwältigende numerische und materielle Stärke hatte.

Die Offensive war zweifellos ein schwerer militärischer Fehler und beschleunigte Deutschlands unvermeidliche Niederlage. Die deutsche militärische Führung wusste, dass ihre Mühen zum Scheitern verurteilt waren. Aber der „Führer“ hatte das Unternehmen befohlen, und sie gehorchten. Es ist zweifelhaft, dass irgendeine andere Armee der Geschichte unter vergleichbaren Umständen den Befehlen ebenso gefolgt wäre.

Wie und warum konnte eine geschlagene Armee so gut kämpfen? Wie und mit welchen Mitteln konnte sie den anscheinend unwiderstehlichen gleichzeitigen Vormarsch ihrer siegreichen und überwältigend kraftvollen Gegner aus dem Osten, Süden und Westen nach Deutschland hinein noch auffangen? Wie und mit welchen Mitteln konnten diese schwer angeschlagenen Armeen, während ihre Heimat in Ruinen verwandelt wurde, umgruppieren und eine große Gegenoffensive beginnen, die zeitweise sogar einen weit stärkeren, besser ausgerüsteten und siegesgewissen Feind schlug?

Das war das Rätsel von 1944. Es war ein Rätsel, dessen Lösung in Deutschlands Vergangenheit lag und dessen Lehren für jeden – Soldat oder Zivilist – bedeutsam sind, der eines Tages zur Verteidigung seines eigenen Landes kämpfen muss. Aber das Gedächtnis der Menschen ist kurz. Besonders die Amerikaner lieben es, vorwärts und nicht zurück zu blicken. Welche Dringlichkeit auch die Lektion aus dem Rätsel von 1944 gehabt haben mag – das Bemühen, von den Deutschen (bzw. über Deutschland) etwas zu lernen und aus ihrer ungewöhnlichen militärischen Leistungsfähigkeit Lehren zu ziehen, verblasste in den Jahrzehnten nach dem Krieg.

Viele Jahre später gelangte ich spontan zu der Auffassung, mich mit diesem Rätsel befassen zu müssen. Die Notwendigkeit ergab sich aus meiner Arbeit. Mit bedeutender Unterstützung der Mitarbeiter meines Unternehmens HERO entwickelte ich ein quantifizierendes Modell vergangener Gefechte und begann mit einer Datenbasis von 60 Gefechten aus den militärischen Operationen 1943 und 1944 in Italien. Anfangs nahm ich an, dass die Deutschen zur Zeit der alliierten Landung im September 1943 bei Salerno aufgrund ihrer Kriegserfahrung etwa zehn Prozent effektiver waren als die Alliierten. Selbstverständlich konnte man annehmen, dass gegen Jahresende die Alliierten diesen anfänglichen Nachteil wohl überwunden haben würden. Ich nahm deshalb an, dass dann der Kampfwert (*combat effectiveness*) der Alliierten und der Deutschen im Durchschnitt gleich sein werde.

Als ich das Modell weiterentwickelte, bemerkte ich ein interessantes Phänomen. Wenn ich der natürlich nur den Alliierten verfügbaren Luftunterstützung ein willkürlich gewähltes Gewicht gab, lieferte das mathematische Modell Ergebnisse, die recht gut das tatsächliche Ergebnis der Gefechte widerspiegelten. Aber wenn alliierte Luftunterstützung nicht oder nur zeitweise vorhanden gewesen war, widersprachen die Ergebnisse des Modells den tatsächlichen Ereignissen. In diesen Fällen hatten die Deutschen Gefechte gewonnen, die gemäß dem Modell die Alliierten hätten gewinnen müssen. Eine weitere, aber verwandte Erscheinung ergab sich in denjenigen Fällen, in denen das Modell die Kräfte beider Seiten etwa gleichwertig fand, sodass ein Unentschieden zu erwarten war. Tatsächlich hatten dann die Deutschen stets gewonnen, gleichgültig ob das Modell die alliierte Luftunterstützung als gewichtig oder unwichtig errechnete.

So wurde bald deutlich, dass die deutschen Truppen ein größeres Gewicht pro Mann oder pro Truppenteil brauchten als die Alliierten und dass das Gewicht der Luftunterstützung entsprechend korrigiert werden musste. Offensichtlich hatte ich als ehemaliger amerikanischer Heeresoffizier bei der Erarbeitung des Computermodells zwei Vorurteile meines Berufs eingebracht: Ich hatte die Wirkung der Luftunterstützung zu niedrig eingeschätzt und, sogar gewichtiger, ich hatte den Kampfwert der deutschen Soldaten unterschätzt.

Als die Ergebnisse des Computermodells verfeinert und sorgfältig mit dem tatsächlichen Ausgang der verschiedenen, von Divisionen geführten und im Modell untersuchten Schlachten verglichen wurden, ergab sich, dass zur Zeit der Landung bei Salerno die deutschen Truppenteile im Allgemeinen eine Kampfwert-Überlegenheit von 30 Prozent pro Mann im Vergleich mit Amerikanern und Briten hatten. Bis zum Sommer 1944 war diese Überlegenheit nur auf etwa 20 Prozent gesunken. Es gab erhebliche Unterschiede des Kampfwertes innerhalb der nationalen Kontingente,

also der britischen, amerikanischen und deutschen Truppenteile, aber das Ergebnis allgemeiner Vergleiche blieb konstant. Im Durchschnitt hatte eine Truppe von 100 Deutschen den Kampfwert von 120 britischen oder amerikanischen Soldaten.

Weitere Verfeinerungen des Modells zeigten, dass, wenn man Verluste als Rechengröße einführte, der Unterschied noch größer wurde; die deutschen Soldaten verursachten bei den Alliierten im allgemeinen Verluste von drei Mann, während sie selbst nur zwei Mann verloren. Das Verhältnis – 20 Prozent Kampfwertüberlegenheit und 3:2 Überlegenheit beim Zufügen von Verlusten – bestand auch während der Kämpfe 1944 in der Normandie sowie in Frankreich und noch im Dezember 1944 zur Zeit der deutschen Ardennenoffensive.

Es war interessant zu sehen, dass die handelsüblichen, zur Unterhaltung vorgesehenen Kriegsspiele – Produkte von Firmen wie Avalon Hill und Simulations Publications – mehrere Methoden gefunden hatten, den größeren Kampfwert der deutschen Soldaten in diejenigen Spiele einzuarbeiten, die Schlachten des Zweiten Weltkriegs simulierten. Sie mussten das natürlich tun, damit die Ergebnisse der Spiele einigermaßen den tatsächlichen Geschehnissen entsprachen.

Eine weniger detaillierte Analyse von Schlachten des Ersten Weltkriegs legte den Schluss nahe, dass die Deutschen sich damals meist ebenfalls einer 20-prozentigen Kampfwertüberlegenheit über die westlichen Alliierten erfreuten und auch die gleiche Überlegenheit beim Zufügen von Verlusten hatten. Nur ganz gegen Ende des Krieges näherten sich frische amerikanische Truppen der Gleichheit mit denjenigen deutschen, die unsere Feindbeurteilungen als „abgekämpft und ausgelaugt“ beschrieben.

Als ich das Ergebnis meiner Untersuchungen von Gefechten des Ersten und Zweiten Weltkrieges mit anderen diskutierte, entdeckte ich zweierlei:

Als Erstes zeigte sich, dass Soldaten, die Kriegserfahrung in einem oder beiden der Kriege gegen die Deutschen gewonnen hatten, über meine Ergebnisse nicht besonders erstaunt waren (ich hatte in Burma gegen die Japaner gekämpft). Die Reaktion der meisten, wenn auch nicht aller dieser Leute war: „Na und? Was ist daran neu? Natürlich waren die Deutschen bessere Soldaten als wir; wie hätten sie sonst so lange trotz solcher Schwierigkeiten kämpfen können?“ Ich fand auch, dass die ehemaligen Soldaten, die gegen die Deutschen gekämpft hatten, besonders beeindruckt worden waren von der Spannkraft, vom selbständigen Denken und selbständigen Handeln, das die Deutschen auf allen Ebenen gezeigt hatten.

Das Zweite, was mir auffiel, war, wie viele derjenigen, die nicht Veteranen des Krieges gegen Deutschland waren, die Ergebnisse meines Modells mit einer Mischung von Verdacht und Zurückhaltung sahen. Im

Allgemeinen nahmen sie an, dass ich irgendeinen „Fälschungsfaktor“ eingebaut hätte, damit das Modell vorgefasste Deutungen der Wirklichkeit bestätigte; solch ein „Fälschungsfaktor“ hätte natürlich die Gültigkeit meines Vergleiches zwischen den Deutschen und den Alliierten automatisch in Frage gestellt. Weiterhin argumentierten sie, welche Bedeutung das denn hätte? Die technische Entwicklung hätte den Krieg seit 1944 so verändert, dass Beispiele aus solch antiker Geschichte kaum oder keine Bedeutung für den Kampf in den 1970er Jahren hatten.

Viele derjenigen, die im Pentagon den Geldbeutel für Forschungsvorhaben in Händen hielten, waren unter den Zweiflern. Ich konnte kaum Befürwortung und keine finanzielle Unterstützung für meine Auffassung finden, dass es für die amerikanischen Streitkräfte wichtig sei, die Antworten auf zwei Fragen zu finden, welche die Ergebnisse meiner Forschungen zu fordern schienen: Warum waren die Deutschen als Soldaten so viel besser als wir? Wie erreichten sie ihre militärische Leistungsfähigkeit?

Ich konnte also keine amtliche Unterstützung für diese Untersuchungen finden. Doch ich glaubte und glaube noch immer, dass sie für die militärische Sicherheit der Vereinigten Staaten wichtig sind. Deshalb entschloss ich mich, dieses Buch zu schreiben.

Die folgenden Seiten zeigen demnach einen Versuch, wenigstens vorläufige Antworten auf jene Fragen zu geben. Ohne die Ressourcen an Zeit und Geld, welche der Umfang und die Kompliziertheit der Untersuchung fordern, kann dieses Buch nur der Beginn einer Antwort sein. Es kann weder die endgültige Analyse der deutschen militärischen Leistungsfähigkeit in den beiden Weltkriegen noch in der vorhergehenden Geschichtsperiode sein. Es gibt viele Aspekte der deutschen Erfahrung – geschichtliche, soziologische, politische, kulturelle und wirtschaftliche. Sie alle fordern viel mehr Aufmerksamkeit, als ich ihnen in den vier Jahren widmen konnte, in denen diese Studie geschrieben wurde.

Dennoch bin ich recht zufrieden, weil ich glaube, dass ich eine allgemeine Antwort zu den grundlegenden Fragen gefunden habe. Ich werde zu zeigen versuchen, dass einzig die Deutschen das Geheimnis entdeckt haben, wie man militärische Leistungsfähigkeit institutionalisiert, also durch eine hierfür geschaffene Institution sichert, und falls ich das richtig sehe, so hoffe ich, dass meine Historikerkollegen tiefer schürfen und die detaillierten Antworten finden werden, die außerhalb meiner begrenzten Möglichkeiten lagen. Vor allem aber: Falls das alles Folgen für unsere militärische Sicherheit in den Bereichen Management, Ausbildung und Entschlussfassung haben sollte, wie ich fest glaube, täten wir gut daran, diese Folgen mit Kraft und Gründlichkeit untersuchen.

Mythen, die einander widersprechen

Militarismus und Disziplin

Während der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beeinflusste ein Faktor das europäische Geschehen ununterbrochen: die hervorragende preußisch-deutsche militärische Leistungsfähigkeit. Es gab auch andere Faktoren wie Großbritanniens Seeherrschaft, die wachsende wirtschaftliche Stärke der USA und in Ostasien Japans schnellen Aufstieg. Doch im Urteil der Außenpolitiker aller Staaten wuchs oder nahm deren Bedeutung ab. Nur die militärische Kraft Deutschlands wurde immer hoch eingeschätzt und gefürchtet, sogar wenn die tatsächliche militärische Stärke gering war, wie im Jahrzehnt unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg.

Seit Sparta ist kein Staat oder Volk so mit militärischer Tätigkeit gleichgesetzt worden wie Preußen und die Preußen oder, nach 1871, das deutsche Kaiserreich und die von Preußen dominierten Deutschen. Das galt, obwohl in den 130 Jahren nach den Kriegen Napoleons alle anderen europäischen Großmächte an viel mehr Kriegen beteiligt waren als Preußen und Deutschland.

Der preußische militärische Ruf führte zu zwei weit verbreiteten Überzeugungen, die wiederum zu zwei Klischees bezüglich der Deutschen und Deutschlands beigetragen haben, die ebenso ungenau wie langlebig sind.

Der erste dieser Glaubenssätze lehrt, dass Militarismus tief im deutschen Nationalcharakter wurzelt, dass also, wie das American Heritage Dictionary definiert, „Glorifikation der Ideale einer militärischen Berufsgruppe“ tatsächlich ein angeborener Charakterzug der Bevölkerung des preußisch-deutschen Staates war. Der zweite dieser Glaubenssätze will, dass die preußische militärische Ordnung auf eine harte und unnachgiebige Disziplin gegründet war, die leistungsfähige, aber geistlose, gegängelte und starre Soldaten produziert haben soll. Aus diesen zwei Glaubenssätzen ergibt sich das Klischee des gleichförmigen, im Stechschritt marschierenden Deutschen, dessen herausragende Fähigkeit, wirksam nur

gewohnte Aufgaben zu erledigen, leicht von den rascher und selbständig denkenden Individualisten der Angelsachsen und der romanischen Länder lahmgelegt werden kann. Dieses Bild wird säuberlich und gelegentlich mit Nachdruck auf Klamauk in zahlreichen Angeboten der Kinos und des Fernsehens als Drama gestaltet; „Hogan’s Heroes“ [dt.: Ein Käfig voller Helden] ist typisch.

Der erste Glaubenssatz ist, obwohl überaus vereinfachend, mehr oder weniger identisch mit dem, was die meisten Amerikaner von den Deutschen denken. Die Deutschen, wie wir sie sehen, sind von sich aus militärisch und sind natürlich gute Soldaten. Der zweite, ebenfalls vereinfachende Glaubenssatz, ist dennoch ebenfalls identisch mit der Ansicht der meisten von uns. Die gegängelten und starren Deutschen sind meist am besten, wenn selbständiges Denken und selbständiges Handeln nicht notwendig sind. So scheinen unsere Vorstellungen das Klischee zu stützen.

Aber tun sie das tatsächlich? Ist es möglich, ohne selbständiges Denken und Handeln ein guter Soldat zu sein, sich im Kriege zu bewähren und wegen militärischer Leistungsfähigkeit geehrt zu werden? Schon ein wenig Nachdenken über die Forderungen von Schlacht und Krieg sowie über die Eigenschaften, die im Zuge der Geschichte militärischen Erfolg gebracht haben, macht deutlich, dass jene beiden Vorstellungen in keiner Weise zu vereinbaren sind. Noch bedeutsamer ist, was die Geschichte mit überwältigendem Nachdruck zeigt: keine der beiden Vorstellungen vom Wesen der Deutschen kann belegt werden. Beide werden nur von dem großen Feind der Geschichte gestützt: von der Halbwahrheit.⁶

Die Geschichte zeigt, dass bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts weder die Preußen noch allgemein die Deutschen international einen Ruf für besonderes militärisches Können hatten. Tatsächlich hätte man viel überzeugender für militärische Fähigkeiten der Franzosen oder der Schweizer plädieren können; die meisten Europäer des 18. Jahrhunderts hätten sie ohne Zögern als „militaristischste“ Nationen des Kontinents klassifiziert. Ebenso hätte man vor 1750 statt der Deutschen eher die Briten oder die Iren, die Schotten, Schweden, Spanier, Türken oder Mongolen als „militaristisch“ bezeichnen können.

In der Antike waren die Griechen die ersten Europäer, die sich in großem Umfang als Berufssöldner verdingten. Während des Mittelalters waren es vor allem die englischen „Freikompanien“, die diesen Beruf ausübten, indem sie sich bei jedem europäischen Herrscher verdingten, der einige harte und geschickte Krieger brauchte. Ebenso tätig waren in Italien die Condottieri, die Engländer, Deutsche und Franzosen zusätzlich

⁶ Der Verfasser verdankt dieses Epigramm Sewell Tyngs meisterhafter Untersuchung *The Marne Campaign*, New York 1935.

zu ihren Italienern als Soldaten für ihre bewaffneten Scharen anwarben. Aus sozialen, wirtschaftlichen und politischen, kaum aber aus militärischen Gründen verschwanden die englischen Freikompanien von der europäischen Bühne, als der Feudalismus aus England verschwand. Doch die englischen Söldner wurden in ihrem Beruf von anderen, besonders von den Schweizern abgelöst, die vermutlich die besten militärischen Geschäftsleute aller Zeiten waren. Die ausgezeichneten Leistungen der Schweizer Söldner und mehrere Niederlagen während des französischen Einbruchs in Italien beschleunigten den Niedergang der Condottieri, aber die Schweizer waren noch in der Söldnerei tätig, als der Dreißigjährige Krieg das Söldnern in Deutschland zu einer gewinnbringenden Tätigkeit machte. Es ist interessant, dass die deutschen Landsknechte anfangs die Schweizer genau nachahmten und viel Disziplin und Drill von den harten Alpenländern lernten.

Die Schweizer Pikeniere mochten die deutsche Kopie ihrer Taktik und Technik nicht und wahrscheinlich ärgerte sie auch die wirtschaftliche Konkurrenz. Mithin kämpften sie besonders gern gegen Landsknechte, um so den europäischen Königshäusern zu zeigen, dass die Schweiz das bessere Produkt hatte. Es ist interessant, dass von keinem Fall berichtet wird, in dem eine deutsche Söldnertruppe eine Schweizer Truppe von vergleichbarer Größe schlug; die Schweizer waren stets siegreich oder erzielten schlimmstenfalls ein Unentschieden.⁷

Die deutschen Söldner waren nichts Besonderes, aber vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen überlebte das Söldnerwesen in Deutschland länger als anderswo. Da die Söldnerei zudem auch ein Konkurrenzgeschäft war, stellten die deutschen Duodezfürsten, wenn sie ihre Truppen verliehen, sicher, dass die Truppen gut ausgebildet und diszipliniert waren. Ein gutes Produkt bedeutete mehr Verkauf, und Geld war während des 18. Jahrhunderts in Deutschland knapp.

Zweifellos gibt es in der Neuzeit eine deutsche militärische Tradition, die teilweise auf das Überleben des militärischen Söldnerhandels in Deutschland bis ins 18. Jahrhundert zurückgeführt werden kann. Doch die Tradition stammt unmittelbarer von den ungewöhnlich guten preußischen Heeren der frühen Hohenzollern und dem wahrlich ungewöhnlichen Gebrauch dieser Heere durch den preußischen König Friedrich II., den Großen. Und doch war es ein vergleichbares preußisches Heer – in jeder Hinsicht so gut ausgebildet und gedrillt wie dasjenige Friedrichs –, das von Friedrich Wilhelm III. in eine schmachliche Niederlage geführt wurde, als er einem in Frankreich herrschenden Emporkömmling eine

7 Charles Oman: *A History of the Art of War in the Sixteenth Century*, New York 1937.

Lehre zu erteilen versuchte. Der Emporkömmling war Napoleon, und Napoleon vernichtete Friedrich Wilhelms Heer an einem einzigen kurzen Tag auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt. Damit das nicht als Ausnahme angesehen wird, muss man sich erinnern, dass Napoleons vorletzte Schlacht, neun Jahre später, ein eindeutiger Sieg über die numerisch überlegenen Preußen bei Ligny, zwei Tage vor Waterloo, war.

Die Geschichte bestätigt also nicht die These einer langen Tradition ungewöhnlicher deutscher militärischer Leistung vor dem 18. Jahrhundert, und sie legt nahe, dass die Leistungsfähigkeit der preußischen Armee zwischen 1750 und 1815 bestenfalls relativ war. Zudem betrachteten auch die Zeitgenossen die Deutschen nicht als außergewöhnliche Soldaten. Die Vorstellung eines preußisch-deutschen Militarismus ist tatsächlich eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Schließlich bestätigen renommierte Humanwissenschaftler die geschichtlich gut begründete Schlussfolgerung, dass trotz mancher kultureller und die militärische Leistungsfähigkeit begünstigender Neigungen die Deutschen keine angeborenen Fähigkeiten besitzen, die sie zu überlegenen Soldaten machen.

Zudem lohnt es sich, die militärischen Aktivitäten Preußen-Deutschlands während der Napoleon folgenden 130 Jahre, also von 1815–1945, in denen Deutschlands heutiger militärischer Ruf geschaffen wurde, mit den Aktivitäten einiger anderer Nationen zu vergleichen. In den genannten 130 Jahren nahmen Preußen und Deutschland an sechs bedeutenden, dabei zwei kleineren Kriegen teil; zudem gab es einige militärische Aktivitäten im Inneren, einige recht unbedeutende Interventionen sonstwo in Deutschland und einige koloniale Expeditionen nach Übersee.

Es ist nicht leicht, diese preußisch-deutschen Aktivitäten mit denen von Staaten wie Russland und den USA zu vergleichen, die beide während der Hälfte dieses Zeitraums in tiefverwurzelten Grenzkonflikten verwickelt waren. Es ist auch schwierig, sie mit denen der frühen Kolonialmächte wie Frankreich und England zu vergleichen, die während dieser Periode fast immer in irgendeine koloniale Expansion oder Befriedung verwickelt waren. Aber wenn wir alles außer den ernstesten dieser Grenz- oder kolonialen Konflikte von der Betrachtung ausschließen, ist wohl doch ein sinnvoller Vergleich möglich.

Während der genannten 130 Jahre war Frankreich an zehn bedeutenden Kriegen beteiligt, von denen sechs im kontinentalen Europa und vier in Übersee geführt wurden. Russland nahm an 13 bedeutenden Kriegen teil, von denen zehn im Wesentlichen europäische Konflikte waren. Großbritannien nahm an mindestens 17 Konflikten teil, die Kriege genannt werden dürfen, davon drei in Europa, vier vorwiegend in Afrika und zehn in Asien (zwei in China, zwei in Burma, zwei in Afghanistan und vier in Indien). Während dieser Periode fochten die USA sieben bedeutende

Kriege, wenn man den zweiten Krieg gegen die Seminolen und den Aufstand auf den Philippinen einschließt. Zweifellos war auch die Beteiligung Russlands, Frankreichs, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten an kleineren kolonialen und bewaffneten Grenzunternehmungen sowie an Interventionen in anderen Ländern viel häufiger und erheblich umfangreicher als diejenige von Preußen-Deutschland.

In welchem Sinne können wir sagen, dass die Deutschen Militaristen waren, wenn die Deutschen nicht einzigartig oder wenigstens besonders herausragend als Söldner waren, wenn sie keineswegs stets erfolgreich in den Kriegen des 17., 18. und frühen 19. Jahrhunderts waren, wenn sie an weniger Kriegen als die meisten anderen Großmächte teilnahmen und wenn es keine feste wissenschaftliche Grundlage für einen angeborenen militaristischen deutschen Volkscharakter gibt?

Eine Sammlung von Halbwahrheiten und einige ausgesuchte geschichtliche Beispiele haben den Mythos eines tiefverwurzelten deutschen Militarismus geschaffen. Sicherlich gibt es kulturelle Einflüsse, die vor und seit dem 19. Jahrhundert zur deutschen militärischen Fähigkeit beigetragen haben. Aber diese Einflüsse können niemals allein den heutigen deutschen militärischen Ruf und die außergewöhnliche Leistung erklären, auf die dieser Ruf sich gründet.

Ein Paradoxon der Geschichte

Es mag zutreffen, dass die Deutschen eine Neigung zum Organisieren und zum disziplinierten, sogar gegängelten Betragen haben. Aber ist es möglich, den Ruf der Deutschen als außergewöhnliche Soldaten und die deutsche Leistung in den modernen Kriegen mit den zweifellos erstickenen Wirkungen einer unnachgiebigen Gängelung und starren Disziplin zu vereinbaren? Wurde der deutsche Ruf für militärische Leistungsfähigkeit trotz Mangels an selbständigem Denken und trotz schwach entwickeltem selbständigem Handeln erworben? Können die deutschen Siege einer Art von überwältigender Dampfwalze zugeschrieben und die Niederlagen durch Mangel an Einfallsreichtum erklärt werden?

Nicht auf der Grundlage dessen, was die Geschichte zeigt. Aber der deutsche Ruf für Gängelung und Disziplin ist ebenso weit verbreitet wie der für militärische Leistungsfähigkeit. Ist eine dieser beiden Reputationen ernstlich verfälscht? Oder gibt es einen weiteren Faktor, der das Paradox erklärt und die inneren Widersprüche ausgleicht?

Vielleicht lässt sich die Lösung in einer Betrachtung der neueren deutschen Militärgeschichte finden. Doch für einen ersten Eindruck kann schon ein Blick auf das Verhalten der Deutschen im Amerikanischen Bürgerkrieg eine nützliche Perspektive für eine solche Betrachtung geben.

Das XI. Armeekorps der Unionsstaaten (Nordstaaten) unter Generalmajor Oliver Howard war in der ganzen Armee des Potomac vor allem als das Deutsche Korps bekannt. Die Mehrzahl seiner Offiziere und Soldaten war in Deutschland geboren und nach den politischen Wirren von 1848 nach Amerika gekommen. Viele von ihnen hatten in Deutschland gedient. Die Deutschen des XI. Korps hatten in der Armee des Potomac den Ruf ausgezeichneter Leistungen bei Äußerlichkeiten und Paraden. Aber in den Schlachten von Chancellorsville und Gettysburg haben sie versagt.⁸ Als General Meade Ende 1863 angewiesen wurde, zwei Armeekorps an General Grant bei Chattanooga abzugeben, prüfte er bereits die Möglichkeit, das Korps aufzulösen. Meade löste das Problem mit der alt ehrwürdigen militärischen Methode, Grant das XI. Korps zu schicken. So bekam das Korps in der Schlacht von Lookout Mountain noch eine weitere Möglichkeit, sich auszuzeichnen. Bald nach der Schlacht tat Grant, wovor sich Brigadegeneral Henry Gray gescheut hatte. Er löste das Korps auf und verschmolz es mit einem anderen, um seinen deutschen Bestandteil zu verdünnen.

Das einzige weitere Beispiel für das Verhalten deutsch-amerikanischer Truppen während des Bürgerkrieges, das der „Index of Battles and Leaders of the Civil War“ heraushebt, war die Schlacht bei Reams Station im Juni 1864. Dort flohen bei einem entschlossenen Angriff von A. P. Hills Südstaatentruppen Teile von John Gibbons 2. Division des II. Armeekorps; die meisten der versagenden Soldaten waren deutsch-amerikanische Wehrpflichtige aus New York.⁹

Angesichts der vielen Deutsch-Amerikaner, die sich in den Kriegen Amerikas ausgezeichnet haben, wäre es beleidigend anzudeuten, diese Beispiele wären typisch für die militärische Leistung der Amerikaner deutscher Abstammung. Diese und auch andere Beispiele bezeugen jedoch, dass die

⁸ John C. Gray und John C. Ropes: *War Letters of John Chipman Gray and John Codman Ropes*, Boston 1927. Ropes zum Beispiel schrieb am 29. Mai 1863 an Gray über Chancellorsville (S. 114): „Der Feind griff das elfte Korps mit einer Kraft und Plötzlichkeit an, die alles vor sich wegschwemmte, besonders weil die Deutschen große Feigheit zeigten.“ Auf S. 145 lesen wir in einem Brief an seine Schwester Elizabeth vom 17. Juli über Gettysburg: „Das elfte Korps (...) hat sich über jede Möglichkeit der Erlösung hinaus selbst entehrt (...). In der ganzen Armee sind die Gefühle stark gegen dieses Korps; keine Worte sind stark genug, ihre Verachtung auszudrücken. Trotz allem, was die Zeitungen sagen, haben sie sich in Gettysburg nicht gut betragen (wenigstens die deutschen Divisionen nicht). Ihr Betragen war nicht so schlecht wie bei Chancellorsville, dennoch war es nicht in Ordnung. Außerdem haben sie den übelsten Ruf für Diebstahl und alle Arten unerhörten Benehmens gegenüber den Bürgern. Viele der Männer und die meisten der Offiziere tragen nicht das Abzeichen ihres Korps, obgleich es in allen anderen Korps von jedermann getragen wird.“

⁹ *Battles and Leaders of the Civil War*, New York 1888, S. 573.

Deutschen als Deutsche nicht notwendig überdurchschnittliche Soldaten sind. Kulturell und hinsichtlich ihres Herkommens waren die Soldaten des XI. Armeekorps die gleichen wie die Deutschen, die zur selben Zeit Mitteleuropa eroberten.

Wenn es eine Erklärung für die geschichtliche Tatsache des herausragenden deutschen militärischen Könnens gibt, so können deren Wurzeln nicht in den Menschen, sondern in der Struktur der deutschen militärischen Führung liegen. Wir sollten deshalb betrachten, wie das militärische Führungssystem und die militärischen Führer strukturiert waren und wie sie aufgebaut wurden.

2. KAPITEL

Friedrich der Große und das preußische Heer

Die Entstehung Preußens

Preußen erscheint erstmals in der Geschichte während der frühen christlichen Zeit als Heimat der Pruzen, eines baltischen Stammes, der das Gebiet an der südöstlichen Ecke der Ostsee bewohnte. Während des 13. Jahrhunderts wurden das Stammesgebiet und seine Bewohner von dem religiösen Deutschen Ritterorden erobert, christianisiert und kolonisiert. Im folgenden Jahrhundert konnten diese deutschsprechenden Soldaten-Priester Preußen mehr oder weniger erfolgreich gegen den Druck der slawischen Polen im Süden sowie der slawischen Russen im Osten verteidigen, und die unterworfenen Pruzen wurden sprachlich sowie kulturell germanisiert. Durch die Niederlage des Deutschen Ritterordens gegen die Polen und Litauer in der Schlacht von Tannenberg (1410) verlor der Orden seine Ländereien westlich der Weichsel, behielt aber als polnisches Lehen seine Gebiete an der Ostseeküste sowie im Binnenland zwischen der unteren Weichsel und der unteren Memel; einen germanisierten Raum, der anfangs Herzogtum Preußen und später Ostpreußen genannt wurde.

Es ist das Erste der vielen Paradoxe des modernen Preußens, dass die politischen Wurzeln dieses Staates keinen Bezug zu den Gebieten haben, nach denen er sich später nannte. Das moderne Preußen entstand als Markgrafschaft oder Mark Brandenburg, eine binnenländische Provinz des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in Nordostdeutschland, beiderseits der mittleren Elbe und Oder. Seine Bedeutung und sein Glück wuchsen, nachdem der Kaiser einen ihm ergebenen Edelmann, Friedrich von Hohenzollern, zum Markgrafen ernannte. Brandenburg war früh Kurfürstentum geworden; Friedrich wurde demnach Kurfürst. Das Land hatte unter den frühen Hohenzollern Einfluss in den norddeutschen Angelegenheiten, hatte aber keinen besonderen militärischen Ruf. Doch 1618 erbte Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg mit Glück

und aufgrund der Launen des feudalen Erbrechts das Herzogtum Preußen.

Aber die Verbindung der Hohenzollern mit Preußen in der Person des Sohnes Johann Sigismunds, Kurfürst Georg Wilhelm, war politisch und militärisch keineswegs glückverheißend. Schon in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges lachte man in Deutschland über ihn als Soldaten. Georg Wilhelm hatte nicht die militärische Stärke, nicht die Führungskraft und nicht die Entschlossenheit, katholische, protestantische, kaiserliche und schwedische Truppen zu hindern, nach Belieben durch seine Lande zu ziehen.

Die Vorgänger Friedrichs des Großen

Georg Wilhelms Sohn Friedrich Wilhelm, der 1640 Kurfürst wurde, war jedoch entschlossen, dass Brandenburg nicht länger Fußmatte Deutschlands sein dürfe. Da weder Brandenburg noch Preußen natürliche und mithin leicht zu verteidigende Grenzen hatten, entschloss er sich, eine Armee aufzubauen, die stärker als die seiner Nachbarn sein sollte. Das war nicht einfach. Aber er war stark und fähig. So gelang ihm sein Werk. Mithin ist er in die Geschichte als „Der Große Kurfürst“ eingegangen. Sein Sohn, sein Enkel und sein Urenkel erbten wohl alle etwas von den Fähigkeiten des Großen Kurfürsten und ebenso die gleichen, nicht zu verteidigenden Grenzen. So fuhren sie fort, ihr jeweiliges Heer aufzubauen, zu verbessern und die Grenzen an der Oder und Elbe immer ein wenig weiter von Berlin wegzuschieben. Das hatte nichts mit Militarismus zu tun, sondern war eine Frage des Überlebens im politischen Dschungel Mitteleuropas. Es trat hinzu, dass Brandenburg-Preußen das Glück hatte, mehr als ein Jahrhundert lang von ungewöhnlich fähigen und ungewöhnlich zielbewussten Herrschern regiert zu werden, die lange vor Leo Durocher gelernt hatten, „nette Jungs geben als letzte auf“.¹⁰

Friedrich Wilhelms Sohn, Kurfürst Friedrich III., erlangte 1701 die Zustimmung Leopolds, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, zur Königswürde. Aber da Brandenburg zum Reich gehörte, zog Leopold vor, dass Friedrich seinen Titel von derjenigen Provinz der Hohenzollernschen Lande nahm, die außerhalb der Grenzen des Reiches lag.¹¹ So blieb Fried-

10 A. d. Ü.: Leo Durocher (1905–1991) war ein in den USA weithin bekannter Sportler (Baseball) und zudem Schriftsteller. Sein „Nice Guys finish last“ erschien 1975.

11 A. d. Ü.: Otto Hintze (Die Hohenzollern und ihr Werk, Faksimile-Nachdruck Moers 1979, S. 263) zufolge ging es nicht um „Zustimmung“ des Kaisers zu einer Bitte, sondern um dessen „Anerkennung“ zu einer aus eigenem Recht vollzogenen Rangerhöhung.

rich Kurfürst von Brandenburg und nahm gleichzeitig den Titel Friedrich I., „König in Preußen“, an.

Der zweite König „in“ Preußen, Friedrich Wilhelm I., war ein in der Geschichte seltener Charakter. Er ist vor allem wegen zweier Eigentümlichkeiten bekannt. Einmal, weil er sich als königliche Garde eine Sammlung von Riesen hielt. Zum anderen, weil er das Todesurteil wegen Fahnenflucht, das ein Kriegsgericht aufgrund persönlicher Weisung des Königs über seinen ältesten Sohn, der vor seines Vaters Tyrannei nach England zu entkommen versucht hatte, fast hätte vollstrecken lassen.¹² Das Geschehen hatte Friedrich Wilhelm in seiner Auffassung bestätigt, dass der Kronprinz ein verweichlichter Schwächling und als Nachfolger einer Reihe von Soldatenkönigen unwürdig sei. Vor allem aber schuf Friedrich Wilhelm das am besten gedrillte Heer Europas – und vermied sorgfältig, es einzusetzen.

Friedrich der Große und sein Heer

Der unwürdige Kronprinz, der fast geköpft worden wäre, ist in der Geschichte als Friedrich der Große bekannt. 1740 nahm er den unzweideutigen Titel König „von“ Preußen an. Zweifellos war er eines der sieben oder acht größten militärischen Genies der Geschichte. Aber nachdem er eine Reihe von glänzenden, jedoch nur wenig erfolgreichen Defensivfeldzügen gegen Heere ausgefochten hatte, die seinem eigenen Heer 5:1 überlegen waren, war er 1761 physisch sowie moralisch geschlagen und sein Staat war am Rande des Zusammenbruchs. Die Lage schien hoffnungslos.

12 A. d. Ü.: Die Spezialliteratur zum Prozess (R. Ahnert: Friedrich und Katte – Der Kronprinzenprozess, Friedberg 1982, und J. Kloosterhuis: Ordre und Kriegsartikel – Aktenanalytische und militärhistorische Aspekte einer „facheusen“ Geschichte, Berlin 2006) zeichnet ein differenzierteres Bild und lässt zweifeln, dass das Kriegsgericht sich einer Weisung des Königs gebeugt hat. Der Kronprinz war Offizier, er wurde beim Fluchtversuch gefasst, und auf Fahnenflucht von Offizieren stand die Todesstrafe (Kloosterhuis, S. 63 ff., 82). Der König stand trotz Gnadenbitten seiner Familie, der Könige von Polen und Schweden sowie der Zarin auf dem Standpunkt, dass das Recht ohne Ansehen der Person gelten müsse. Das aus 16 Offizieren (drei Hauptleute, drei Majore, drei Oberstleutnante, drei Oberste, drei Generale und ein Generalleutnant als Vorsitzender) bestehende Kriegsgericht beriet und votierte getrennt nach Rangklassen. Alle fünf Rangklassen urteilten, es handele sich um eine versuchte, nicht aber vollendete Straftat. Zudem sei „kein Offizier befugt und berechtigt“, über „des Königs Sohn ein Urteil zu sprechen“, so das Votum der Majore (Ahnert, S. 188) und das Schlussurteil des Präsidiums. Der König, der ein anderes Urteil erwartet hatte, befahl erneute Beratung und neues Urteil. Doch alle fünf Rangklassen votierten wiederum und in voller Kenntnis der zu erwartenden Ungnade des Königs wie zuvor (Ahnert, S. 199 ff.).

Friedrich wurde nicht durch sein Genie, das ihm in den vorangegangenen verzweifelten Jahren beträchtlich geholfen hatte, gerettet, sondern durch den Tod einer seiner unversöhnlichsten Feinde, der Zarin von Russland.

Der neue Zar, Peter III., bewunderte Friedrich, schloss Frieden, wechselte die Seite und vereinigte sich mit Friedrich gegen dessen andere Feinde. Das genügt, um zu zeigen, dass Friedrich zwar außergewöhnliche militärische Fähigkeiten hatte, aber er und seine Soldaten keine Übermenschen waren. Bis die meisten seiner Soldaten gefallen waren, wurden sie nur etwas besser ausgebildet, etwas besser geführt und vor allem viel geschickter eingesetzt als die ihrer Gegner.

„Das deutsche Heer beginnt mit Friedrich dem Großen“, sagt Herbert Rosinski in seiner vorzüglichen historischen Untersuchung „The German Army“.¹³ Leider wird diese weithin akzeptierte Ansicht nicht von den Tatsachen gedeckt. Man kann durchaus argumentieren, das von Friedrich so glänzend geführte Heer sei von seinem Urgroßvater, dem „Großen Kurfürsten“, oder von seinem Vater Friedrich Wilhelm I. geschaffen worden. Jedenfalls hat Friedrich seine Armee geerbt und er hat sie wenig verändert. Und diese Armee, wer auch immer sie geschaffen hat, wurde von Napoleon, der tatsächlich ein Erneuerer war, buchstäblich vernichtet. Aus den Ruinen erhob sich eine neue preußische Armee, die zwar viel Anregung aus dem Gedächtnis an Friedrichs große Siege bezog, dennoch aber wäre es treffender, die Wurzeln dieser neuen preußischen Armee auf Napoleon zurückzuführen – oder genauer – auf die Reaktion von Napoleons preußischen Gegnern, die eine neue Art der Kriegführung von dem französischen Kaiser lernten.

Preußens militärischer Ruf im 18. Jahrhundert

Trotz dieser offensichtlichen Tatsachen übten Friedrich der Große und die Herrscher der deutschen Fürstentümer des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Wirkung nicht nur auf die folgenden Reformer der preußischen Armee, sondern auch auf die moderne deutsche Militärgeschichte aus. Mehrere historische Entwicklungen gaben den kleinen deutschen Fürstentümern im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert praktisch ein Monopol beim Handel mit Söldnertruppen. Zusammen mit den Bemühungen der Hohenzollernkönige um die Verbesserung ihres Heeres führte das dazu, dass die Preußen den Schweizern als die geachtetsten Soldaten in Mitteleuropa folgten.

13 Herbert Rosinski: The German Army, New York 1940, S. 61.

Friedrich selbst schrieb:¹⁴

Die größte Stärke der preußischen Armee ist jene strenge, durch lange Übung zur Gewohnheit gewordene Zucht, pünktlicher Gehorsam und Tapferkeit der Truppen. Die in Fleisch und Blut übergegangene Manneszucht dieser Truppen bewirkt, dass sie inmitten der größten Aufregungen und inmitten der augenscheinlichsten Gefahren in ihrer Unordnung noch immer mehr leisten als die Ordnung ihrer Feinde (...). Die preußische Disziplin befähigt diese Truppen zu den schwierigsten Bewegungen (...). Sie übertreffen den Feind durch Standhaftigkeit und Festigkeit (...). Die Preußen sind ihren Feinden an Ausdauer überlegen, denn die Offiziere haben kein anderes berufliches Glück zu erhoffen als durch die Waffen und setzen ihre Ehre darein, sich in jeder Lage zu bewähren. Der Soldat hat Selbstvertrauen und hat den Ehrgeiz, nie zu weichen; viele hat man trotz ihrer Verwundungen kämpfen sehen.

Ein weiteres Beispiel für den besonderen Ruf Preußens und der Preußen im 18. Jahrhundert gibt 1788 das berühmte Zitat des Marquis Honoré de Mirabeau in seinem Buch „De la monarchie prussienne sous Frédéric Le Grand“:

Krieg ist die nationale Beschäftigung Preußens.

Man findet auch die berühmte Äußerung des Barons Leopold von Schroetter, eines hohen preußischen Beamten, etwa zehn Jahre später:

Preußen ist nicht ein Land mit einer Armee, sondern eine Armee mit einem Land.

Jedenfalls wurde im späteren 18. Jahrhundert der militärische Aufstieg Preußens in Mitteleuropa weithin, sowohl in Deutschland als auch in anderen Ländern, anerkannt. Aber einige Nachdenkliche erkannten auch, dass dieser Aufstieg auf dem bemerkenswerten Können von vier großen Hohenzollern beruhte, also zeitgebunden war, und mithin wahrscheinlich den letzten und größten der vier, Friedrich den Großen, nicht überleben würde. So schrieb beispielsweise Graf Jacques de Guibert, der berühmte französische Militärschriftsteller, 1779 in seinem „Defense du Systeme de Guerre moderne“:

In einem Staat, den wir militärisch nennen, weil der König ein fähiger Soldat ist, (...), verdanken sie ihre Erfolge der Ignoranz seiner Feinde und der

14 Friedrich d. Gr.: „Instruktionen für seine Generale“ in: *Roots of Strategy*, hrsg. von Th. R. Phillips, Harrisburg, Pa., 1940, S. 313. A. d. Ü.: Hier zitiert nach Friedrich d. Gr.: „Generalprinzipien“ für seine Generale 1748, gem. Hans Jessen: Friedrich d. Gr. (...) in *Augenzeugenberichten*, Düsseldorf 1965, S. 247 f. Etwas andere Fassung der vom König mehrmals überarbeiteten Generalprinzipien u. a. in: *Ausgewählte Werke, Friedrich d. Gr., 4 Bde., II*, Berlin 1918, S. 45 ff.

Klugheit seines Königs sowie der ganz neuen Wissenschaft vom Manövrieren, die er schuf. Wenn nach dem Tode solch eines Königs, dessen Genie die einzige Stütze des unvollkommenen Regierungssystems war, der Nachfolger schwach und wenig begabt ist, werden wir das preußische Militärsystem bald verfallen und in wenigen Jahren welken sehen. Wir werden sehen, wie diese vorübergehende Macht sich wieder den mittleren Mächten einfügt, wo sie durch ihr wahres Potential gedeckt wird, oder sie wird vielleicht teuer für die wenigen Jahre des Ruhmes bezahlen.¹⁵

Diese prophetischen Worte waren zweifellos denjenigen bekannt, die wenige Jahre später für den Versuch verantwortlich waren, eine neue preußische Armee aus der Asche der Niederlage aufzubauen. Man könnte sogar darlegen, der wichtigste Grund für die hervorragende Leistungsfähigkeit der modernen deutschen Heere, Nachfolger der neuen preußischen, sei der Tatsache zu verdanken, dass ihre Schöpfer bewusst sicherstellten, dass die neue Armee nicht derjenigen glich, welche Friedrich der Große seinen Nachfolgern hinterlassen hatte.

Was Guibert vorhergesagt hatte, geschah. Die Nachfolger – der kinderlose Neffe Friedrichs, Friedrich Wilhelm II., und der Großneffe, Friedrich Wilhelm III. – hatten nicht die Willensstärke und nicht die militärischen Fähigkeiten, die Friedrich, seinen Vater und dessen Urgroßvater gekennzeichnet hatten. Sie übernahmen von Friedrich, so wie dieser von seinen Vorgängern, die beste Armee Europas. Aber, wie bereits berichtet, Napoleon vernichtete diese Armee bei Jena und Auerstedt. Einige Reste der alten Armee konnten sich noch halten, aber diejenigen, die von Napoleons kraftvoller Verfolgung nicht zur Kapitulation gezwungen worden waren, wurden früh im folgenden Jahr bei Friedland vernichtet.

15 Zitiert nach der engl. Übersetzung Jacques Guibert: *Defense of the Modern Military System*, Paris 1805, Vol. I, S. 91.

3. KAPITEL

Die Reformer und ihr neues Heer

Scharnhorst

Ein Mann war in höherem Maße als jeder andere verantwortlich für den Aufbau eines neuen Heeres auf den Ruinen des alten: Gerhard Johann David von Scharnhorst. Ein weiteres preußisches Paradoxon: Scharnhorsts Wurzeln lagen nicht in Preußen. Er war am 12. November 1755 in Bordenau in dem winzigen Fürstentum Lippe, 25 Kilometer nordwestlich von Hannover, als Sohn eines Bauern geboren, der als Unteroffizier bei den Hannoverschen Dragonern gedient hatte. Er besuchte die Kadettenschule des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, kam 1778 als Offizieranwärter zum Hannoverschen Dragonerregiment 8 und wurde 1784 Leutnant. Sein Können, das in der vom Adel geprägten Armee Friedrichs des Großen nicht erkannt worden wäre, brachte ihm während der frühen Kriege gegen die französische Revolution 1793/94 in Belgien eine Beförderung ein. Bald danach wurde er in seinen frühen 40er-Lebensjahren als Major Stabschef des Oberbefehlshabers der Hannoverschen Armee.

Mit dem europäischen Frieden, dem Vertrag von Lunéville 1801, erkannte Scharnhorst, dass es in der hannoverschen Armee kaum eine Chance für weitere Beförderungen gab. Seine Kriegserfahrung gegen die Franzosen in Belgien und sein Studium der Feldzüge des französischen Generals Bonaparte in Italien und Ägypten zeigten ihm, dass die Franzosen eine militärische Revolution begonnen hatten, deren Bedeutung der politischen und gesellschaftlichen Revolution glich, die im Sturm auf die Bastille ihren Ausdruck fand und die Monarchie der Bourbonen hinweggefegt hatte. Offensichtlich sah Scharnhorst in Preußen die einzige deutsche militärische Kraftquelle, die wachsende Macht Frankreichs einzudämmen. Er veröffentlichte diese Überzeugungen in Schriften für seine Offizierkameraden. Diese Schriften über Militaria gewannen bald respektvolle Aufmerksamkeit in ganz Deutschland, nicht zuletzt auch in Preußen.

1796 stellte Hannover 15.000 Soldaten für die Verteidigung der Reichsgrenzen gegen die Franzosen. Oberbefehlshaber wurde Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und Scharnhorst diente unter dem

preußischen Generalquartiermeister. Diese Verwendung brachte Scharnhorst häufig in Kontakt mit preußischen Offizieren. Im Januar 1797 wurde ihm angeboten, als Major und mit wesentlich höherem Gehalt in preußische Dienste zu treten. Hannover antwortete mit der Beförderung zum Oberstleutnant und einer Gehaltszulage, sodass Scharnhorst blieb. Doch das preußische Angebot wurde wiederholt. Im Juni 1801 nahm Scharnhorst unter der Bedingung an, dass er seine Seniorität sowie eine gute Pension erhält und in den Adelstand erhoben wird. Er wurde zum Oberstleutnant bei der preußischen Feldartillerie, und zwar beim Artillerieregiment 3 in Berlin, ernannt und im Dezember 1802 nobilitiert.

Anfangs hatte er vor allem mit artilleristischen Aufgaben zu tun, aber bald wurde er in den Generalquartiermeisterstab versetzt, den wichtigsten militärischen Stab des Königs, und hatte das „Lehr-Institut für die Berlinische Inspektion“ zu reorganisieren. Er verbesserte schnell das Niveau der Unterrichte und verwandelte 1804 das Institut in eine respektablere „Akademie für Junge Offiziere“. Gleichzeitig errichtete er mit Genehmigung des Generalquartiermeisters, General Lewin von Geusau, eine Gesellschaft zur Diskussion über militärische Fragen für die im Raum um Berlin stationierten jüngeren Herren.¹⁶

Es gelang Scharnhorst zwar bald, bei jungen preußischen Offizieren, so auch bei seinem Schüler Carl von Clausewitz, viel Interesse an Fragen der Organisation und allgemeinen Kriegslehre zu wecken, bei den älteren Offizieren kam er aber kaum voran. Im März 1804 wurde er Stellvertreter Generalquartiermeister und zudem Kommandeur der 3. preußischen Brigade im westlichen Teil Preußens.¹⁷ Als 1805 Preußen sich auf den unvermeidlichen Krieg gegen Napoleon vorzubereiten begann, wurde Scharnhorst Chef des Stabs des Herzogs von Braunschweig, Oberbefehlshaber der preußischen Armee, aber er konnte keine nennenswerten Änderungen in Denken und Führungslehre der Armee bewirken.

Es gibt zwei hauptsächliche Gründe für Scharnhorsts Misslingen. Der eine lag in Scharnhorsts Persönlichkeit, der andere in den Verhältnissen, und beide waren typisch für die preußische Armee. Die adligen Offiziere der preußischen Armee sahen auf Scharnhorsts bäuerliche Wurzeln und auf sein frisches Adelspatent herab. Zur Verachtung der Adligen trug Scharnhorsts zurückhaltendes Auftreten bei, sein Mangel an eindrucksvollen

16 A. d. Ü.: Die Darstellung des Verfassers wird durch die neuere Forschung bestätigt; siehe u. a. A. Broicher: Scharnhorst, 2006, S. 52 f., sowie R. Höhn: Scharnhorst – Soldat, Staatsmann, Erzieher, 3. Aufl. München 1981, S. 105 ff., besonders S. 134 ff.

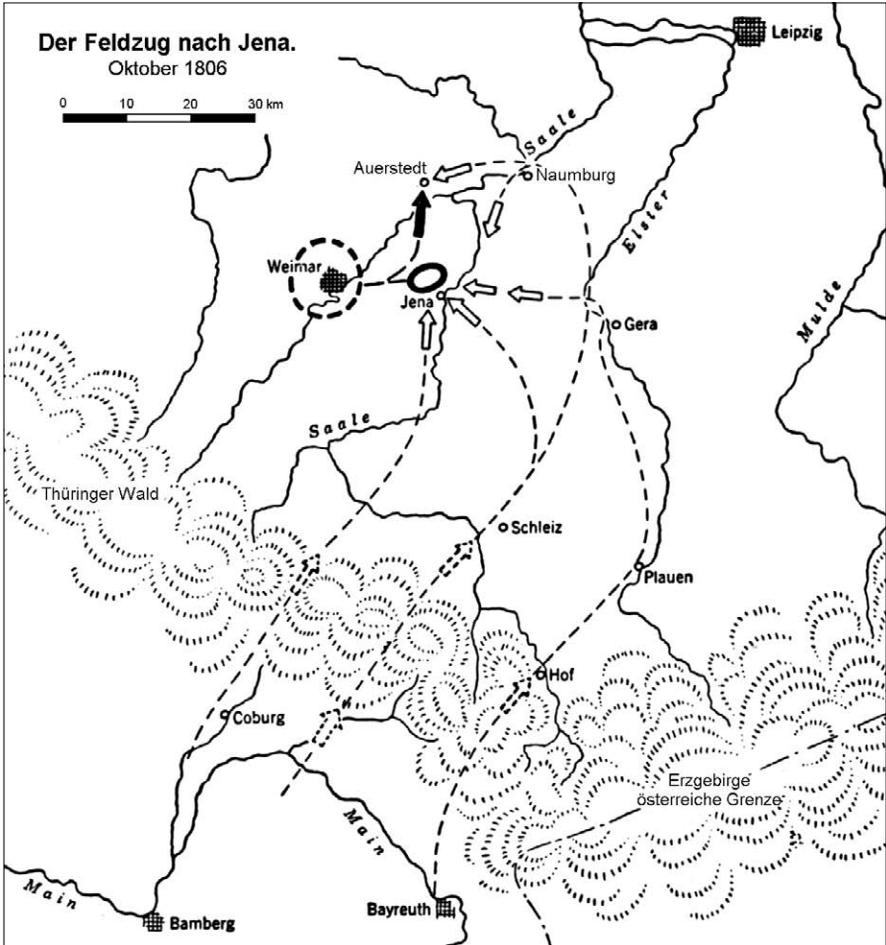
17 A. d. Ü.: Irrtum, vermutlich aufgrund fehlerhafter Übersetzung. Scharnhorst wurde Chef der 3. Brigade des Generalquartiermeisterstabs, die das „westliche Kriegstheater“ zu bearbeiten hatte.

vollem und herrischem kriegerischen Gehabe, von dem man annahm, es müsse den preußischen Offizier kennzeichnen. Der andere Grund ist darin zu suchen, dass die neumodischen Vorstellungen des hannoverschen Bücherwurms sich nicht mit den militärischen Grundsätzen vereinbaren ließen, die statt einer aus Büchern gewonnenen Bildung den preußischen Offizieren mehr als ein Jahrhundert lang eingepflanzt worden waren. Das wichtigste Ziel der preußischen Offiziere war, die Soldaten in einer eisernen Disziplin zu halten, die Friedrich und sein Vater als so wichtig erachtet hatten, und sich selbst und ihre Männer so zu drillen, dass sie perfekt die Manöver ausführen konnten, die Friedrich in den Schlachten von Roßbach und Leuthen 1757 den Sieg gebracht hatten. Nie sind die deutschen Qualitäten von Gängelung und Disziplin so beispielhaft verwirklicht worden wie in der Armee, die der Herzog von Braunschweig im Herbst 1806 gegen die Franzosen führte. Scharnhorst nahm in dem traurigen Wissen teil, dass die Armee eine Niederlage erleiden werde.

Jena und Auerstedt

Der Herzog von Braunschweig wurde am 14. Oktober 1806 in der Schlacht von Auerstedt tödlich verwundet. Am Abend der Schlacht strömten die erschütterten preußischen Truppen vom Schlachtfeld und trafen bald auf andere Truppen, die von dem etwas weiter südlich gelegenen Schlachtfeld bei Jena flohen. Scharnhorst wich erst vor den französischen Plänklern traurig zurück. Er traf bald auf einen der wenigen noch intakten Truppenteile, auf die Division des Generals Gebhard Leberecht von Blücher. Stets kampfeslustig und hart kämpfend zog sich Blücher erst nach Nordosten, dann nach Nordwesten, in Richtung Lübeck zurück, dichtauf von den Franzosen verfolgt. Als schließlich am 7. November Blüchers Truppen die Munition ausging, mussten er und Scharnhorst sich ergeben. Derweil hatten sich kümmerliche Reste der preußischen Armee mit König Friedrich Wilhelm III. nach Ostpreußen zurückgezogen, wo sie sich mit einer russischen Armee vereinigten, die sich zu spät auf den Weg zur Unterstützung der preußischen Armee auf den Weg gemacht hatte.

Bei einem Gefangenenaustausch wurde Scharnhorst wenige Wochen später freigelassen. Er kam zum einzigen noch vorhandenen preußischen Armeekorps und wurde Chef des Stabs des Kommandierenden Generals, General Anton von Lestocq. Das Korps unterstand der russischen Armee des Generals Lewin von Bennigsen, und auf dem eisigen Schneefeld der Schlacht von Preußisch-Eylau war es vor allem Scharnhorst zu danken, dass die Preußen rechtzeitig eingriffen und so eine russische Niederlage in eine unentschiedene Schlacht wandelten. Bei der Verteidigung von Königsberg und während des mit einer schweren Niederlage endenden



Feldzugs nach Friedland gewann Scharnhorst weitere Gunst bei König Friedrich Wilhelm III., der ihn oft beobachten konnte.

Stein und die Militär-Reorganisationskommission

Es überrascht demnach nicht, dass Scharnhorst, nun Generalmajor, nach dem demütigenden Frieden von Tilsit (25. Juli 1807) Vorsitzender der vom König eingesetzten Militär-Reorganisationskommission wurde.

Die meisten Mitglieder der Kommission waren typische Offiziere der alten preußischen Armee – ungebildete Adlige – und meist beherrscht

von ein oder zwei Junkern¹⁸ aus Ostpreußen, die noch immer überzeugt waren, das Heilmittel gegen alle militärischen Mängel wäre strengere Disziplin und noch starrere Führungsgrundsätze. Ihr früheres Misstrauen gegen Scharnhorst war nicht einmal dadurch gemildert worden, dass Scharnhorsts schlimme Voraussagen eingetroffen waren, er selbst sich aber inmitten des Desasters gut gehalten hatte. Aber zwei Mitglieder der Kommission, beide ebenfalls Nicht-Preußen, teilten Scharnhorsts bilderstürmerische Ansichten ebenso wie seine Entschlossenheit, dass die Reformen nicht nur kosmetisch, sondern grundlegend sein müssten. Einer von ihnen war Oberst August Wilhelm Anton Graf Neithardt von Gneisenau. Der andere, der einzige Zivilist in der Kommission, war der Erste Minister, Freiherr vom und zum Stein, dessen Riesenaufgabe einer Reform des ganzen preußischen Regierungssystems ihm wenig Zeit zur Teilnahme an den militärischen Diskussionen gab. Doch Stein bestand auf seiner Mitgliedschaft, um seine Hingabe an eine neue Methode bei der Lösung militärischer Probleme zu betonen.

Stein stammte aus dem Fürstentum Hessen-Nassau und war für den Dienst bei der kaiserlichen Regierung ausgebildet worden. Aber schon in jungen Jahren trat er in den preußischen Regierungsdienst, war durch mehrere Ebenen der örtlichen sowie überörtlichen Regierung aufgestiegen, bis er 1804 Friedrich Wilhelms III. Wirtschaftsminister und wichtigster Berater wurde. Auch er floh nach der Schlacht bei Jena von Berlin nach Königsberg und wurde im Winter 1806/07 bald das einflussreichste Mitglied der Rumpfbregierung. Doch als er früh im Jahr 1807 dem König geradeheraus sagte, die Minister müssten frei von Eingriffen der Höflinge aus der persönlichen Umgebung des Königs sein, entließ ihn der erboste Monarch. Nach Tilsit bestand Napoleon darauf, dass Friedrich Wilhelm seinen Ersten Minister entließ und empfahl Stein als Nachfolger – offensichtlich war Napoleon nur von Steins Können und seinen nicht-preußischen Wurzeln, nicht aber von dessen Vaterlandsliebe und der Bedeutung seiner Ideen für die Reform der preußischen Regierung unterrichtet. Friedrich Wilhelm überwand sich, folgte dem Rat Napoleons und tat so denjenigen Schritt, der am meisten dazu beitrug, die Herrschaft der Hohenzollern für ein weiteres Jahrhundert zu sichern.

18 Der Terminus „Junker“ stammt aus einer Korruption von Jungherr, das für die Söhne der ländlichen Adligen auf ihren Familiengütern benutzt wurde. Er bezeichnete bald und oft in negativem Sinn die Mitglieder des ostelbischen Adels. Diese vom Gesetz geförderte Gruppe stellte die Führung der preußischen Heere und der zivilen Bürokratie. Der Ausdruck breitete sich bis in die militärische Titulatur aus; beispielsweise bezeichnete Fahnenjunker den Offizieranwärter und ist noch immer die Bezeichnung für den Offizieranwärter in der westdeutschen Armee nach sechs Monaten Dienstzeit.

Gneisenau

kam aus einer adligen, aber verarmten süddeutschen und eng mit Österreich verbundenen Soldatenfamilie.¹⁹ Er wurde am 27. Oktober 1760 in Schilda (Schildau) bei Torgau geboren; sein Vater war Artillerieoffizier in der kaiserlichen (österreichischen) Armee. Nach kurzem Studium an der Universität Erfurt diente der junge Gneisenau zwei Jahre, 1778–1780, in einem österreichischen Kavallerieregiment. Kaum zwanzig Jahre alt, 1780, trat er in die Dienste Ansbach-Bayreuths, eines winzigen Fürstentums, dessen Wirtschaft sich vornehmlich auf den Soldatenhandel gründete. 1782 wurde der junge Gneisenau mit einer Gruppe von Söldnern, welche die britische Regierung in den Schlussmonaten des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges gemietet hatte, nach Kanada verschifft. Als die Soldaten in Halifax ankamen, war der Krieg beendet. Nach wenig mehr als einem Jahr in Nordamerika kehrte er nach Ansbach-Bayreuth zurück.

1785 ersuchte Gneisenau unmittelbar bei Friedrich dem Großen um Übernahme als Offizier in die preußische Armee. Im folgenden Jahr wurde er nach Meldung beim König übernommen – und blieb für die folgenden zwanzig Jahre ein unbekannter Truppenoffizier in Löwenberg, einer kleinen schlesischen Garnisonstadt. Er gewann den Ruf, ein hervorragender Kompaniechef zu sein, aber es gab keine Beförderungsmöglichkeiten, und in der Schlacht bei Jena war er noch immer Hauptmann und Kompaniechef. Auch in der Niederlage kühl, ruhig und mutig, führte er trotz Verwundung sein Bataillon in guter Ordnung vom Schlachtfeld. Er war bei denjenigen Truppen, die nach der Niederlage nach Ostpreußen auswichen. Der Ruf, den er sich beim Rückzug erworben hatte, brachte die Beförderung zum Major. Im April 1807 wurde er ausgewählt, über See in die belagerte pommersche Festung Kolberg zu gehen und dort das Kommando zu übernehmen. Er hielt die Stadt gegen wiederholte Angriffe der Franzosen bis zum Waffenstillstand von Tilsit. So gewann er als der einzige erfolgreiche preußische Truppenführer des Krieges große Popularität und die Gunst des Königs.

Rosinski beschreibt den Mann, dem bestimmt war, eine bedeutende Rolle bei der Wiedergeburt der preußischen Armee zu spielen:

19 *A. d. Ü.*: Die adlige Geburt ist umstritten; siehe u. a. Hans Otto: Gneisenau, Bonn 1979, S. 20 f. Auch Clausewitz' Adelstitel war alles andere als zweifelsfrei, siehe Chr. Millotat: Das preußisch-dt. Generalstabsystem, Zürich 2000, S. 63, Fußnote 56, mit Quellenbelegen bezüglich der „gefälschten“ (Millotat) adligen Geburt Gneisenaus und Clausewitz'. Grolmans Adelstitel war frisch, erst sein Vater war nobilitiert worden. Es fällt auf, wie viele der Reformer aus dem Bürgertum oder nicht aus altadligen Familien stammten.

Gneisenau unterschied sich als Persönlichkeit von Scharnhorst ebenso gründlich, wie er Scharnhorsts Charakter und grundlegenden Überzeugungen mit seinem Hass gegen Napoleon und seinem Glauben an die Wiedergeburt Preußens ähnelte; er war die ideale Ergänzung zu seinem Vorgesetzten. Eine große, beeindruckende, martialische Gestalt, das Urbild eines kriegerischen Helden (...). Vor allem war er mehr ein Mann der Tat als der Feder. Im offenen Feld, wo seine Begeisterung und seine Tatkraft, sein rasches Ergreifen der flüchtigen Gelegenheit und der Wagemut seiner Pläne und Taten sich voll auswirken konnten, war er in seinem Element. Doch (...) Gneisenau war alles andere als nur ein tollkühner Soldat; er verband einen ungewöhnlich gut ausgebildeten Verstand mit einem gefühlvollen poetischen Temperament.

Der Vertrag von Paris und die Reformer

Bald nachdem die Militär-Reorganisationskommission ihre Arbeit begann, legten Napoleons Spione ihm Nachrichten über deren Aktivitäten und die Ziele der drei wichtigsten Mitglieder vor. Zudem erfuhr Napoleon von Spionen und aus abgefangenen Briefen, wie falsch er Stein beurteilt hatte. Daraufhin verlangte Napoleon von Friedrich Wilhelm III., Stein zu entlassen (24. November 1808) und einen schwächeren Ersten Minister einzusetzen. In dem brutalen Vertrag von Paris erlegte er dann Bedingungen auf, die, wie er glaubte, jede Wiedergeburt der preußischen militärischen Stärke verhindern würden. Das preußische Heer wurde auf 42.000 Offiziere und Mannschaften begrenzt. Es mussten langdienende Freiwillige sein, und eine Nationalmiliz sowie jede andere Art von Reserve wurde verboten.

So verhinderte Napoleon zwei wichtige Reformen, die Scharnhorst beabsichtigte. Scharnhorst konnte nicht die allgemeine Wehrpflicht verwirklichen, durch die das männliche Potential der Nation ausgebildet werden würde, und er durfte auch nicht die Mobilmachungsverfahren schaffen, mit denen diese ausgebildete Reserve in Kriegszeiten rasch zu den Fahnen gerufen werden konnte.

So scheiterte Scharnhorsts erster Plan für einen grundlegenden Wandel des preußischen militärischen Systems. Doch obwohl Scharnhorst auch Steins Unterstützung verlor, kam er voran. Es gelang ihm, drei der altkonservativen Offiziere der Kommission, Borstell, Bronikowski und Lottum, durch jüngere Männer seiner Wahl zu ersetzen, und 1808 hatte er eine knappe Mehrheit von Reformern seiner Gesinnung. Einer von ihnen war Oberstleutnant Friedrich Wilhelm Graf von Götzen, die beiden anderen waren zwei junge Majore, Karl von Grolman und Hermann von Boyen. Diese beiden hatten an Scharnhorsts Akademie studiert und beide hatten sich in dem eben beendeten Krieg gegen Frankreich ausgezeichnet. Nachdem Graf Götzen ein Kommando in Schlesien übernommen hatte, wur-

de ein anderer früherer Schüler Scharnhorsts und Mitglied seines Stabs, Hauptmann Carl von Clausewitz, als Sekretär der Kommission praktisch deren Mitglied.

Diese fünf waren diejenigen Soldaten, die in der deutschen Geschichte zu Recht als „die Reformer“ bekannt wurden: Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Boyen und Clausewitz. Gemeinsam schufen sie eine neue preußische Armee und gemeinsam waren sie für die Grundlegung der hervorragenden militärischen Leistungsfähigkeit verantwortlich, die für die preußischen und deutschen Heere mehr als ein Jahrhundert lang charakteristisch gewesen ist.

Alle fünf waren verantwortlich, aber nicht in gleichem Maße beteiligt. Der Bedeutendste war Scharnhorst, ein ungewöhnlich begabter und geistvoller Soldat – der Anführer, der Denker und die unentbehrliche treibende Kraft der Reform. Das Licht seines Genies wurde durch seinen frühen Tod 1813 gelöscht, als er in der Schlacht bei Großgörschen leicht, aber damit schließlich doch tödlich verwundet wurde.

Die anderen vier trugen bedeutsam zu den frühen Erfolgen der Reform bei und arbeiteten nach Scharnhorsts Tod weiter, belebt ebenso durch seinen Geist wie durch ihren ungewöhnlichen Verstand und ihre zielgerichtete Energie. Aufgrund seines Alters, seiner angeborenen Führungsstärke, seines Scharfblicks auf dem Schlachtfeld und seiner moralischen Kraft wurde Gneisenau der wichtigste.

Der groß gewachsene, eckige Grolman trug viel und vor allem hinsichtlich Organisation und Konzeption viel zur Reform bei; das wird noch zu schildern sein. Doch seinen wichtigsten Beitrag machte er vielleicht in der dunklen Nacht des 16. Juli 1815 bei Ligny, wo Napoleon noch einmal die preußische Armee geschlagen hatte. Der Oberbefehlshaber Blücher war vermisst, wahrscheinlich gefallen, und diesmal war Gneisenaus hochfliegender Geist gelähmt. Aber Grolman überredete Gneisenau, nicht den Befehl zum Rückzug zu geben, sondern stattdessen zu Wellington nach Waterloo zu marschieren.

Der standfeste Boyen konnte durch persönliche Teilnahme und Weisung sicherstellen, dass die bedeutendsten und lebenswichtigen Teile der Reform tatsächlich durchgeführt oder wenigstens zur Schwelle der Reife gebracht wurden. Er war anfangs tatsächlicher Chef des neuen Generalstabs und wurde später als Kriegsminister der Vollender und zugleich weitsichtige Planer. In hohem Alter wurde er in einer Krisenzeit noch einmal als Kriegsminister zurückberufen, um die Einrichtungen zu bewahren, die zu planen und zu verwirklichen er mitgeholfen hatte.

Der junge Clausewitz erwies sich mehr als Denker denn als Mann der Tat. Das war weniger das Ergebnis eines Mangels an Energie oder operativer Fähigkeit als das Ergebnis des Glücks in Krieg und Frieden.

Zweifellos ist er der bekannteste der fünf Reformer und wird es immer bleiben. Sein Ruhm als der tiefst denkende aller Militärphilosophen und Militärschriftsteller ist gesichert. Seine Leistung als Soldat und Mann der Tat ist eindrucksvoll, aber auf die Jahre unmittelbar nach der Arbeit der Reorganisationskommission beschränkt. Sein Einfluss auf die von der Reform geschaffenen Institutionen ist aus Gründen, die später darzustellen sind, schwer abzuschätzen, aber fraglos war der Einfluss groß.

Als König Friedrich Wilhelm III. die Reorganisationskommission berief, erwartete er ernsthaft, dass sie Reformen verwirklichen würde. Zweifellos musste die erschütterte Armee vollkommen umgebaut werden. Die schweren Gebietsverluste aufgrund des Vertrags von Tilsit forderten eine Anpassung des einzigartigen, von Friedrich Wilhelm I. geschaffenen Kantonsystems, das den aktiven Truppenteilen des Heeres bestimmte Gebiete zur Personalgängung zuwies. Die Ereignisse von 1806 hatten die Notwendigkeit eines verbesserten Systems von Stäben und Führung erwiesen. Die hervorragende Leistung gerade von Scharnhorst erwies die offensichtliche Notwendigkeit von Konzessionen an die Forderungen des Bürgertums nach Repräsentation im Offizierkorps. Der König scheint auch an neue Uniformen gedacht zu haben und er stimmte einer Erhöhung des Militärbudgets zum Zweck verbesserter Besoldung zu. Reformen dieser Art griffen tief und forderten ernsthafte Prüfung. Aber das schließliche Ergebnis wäre nur ein moderner Mantel über der grundsätzlich unveränderten Armee der frühen Hohenzollern gewesen.

Die fünf Reformer waren sicher, dass das Ergebnis der Reformen drastischer sein und weiter reichen müsse als die Änderungen, die Friedrich Wilhelm III. beabsichtigte. Ihr im Zuge des Fortgangs ihrer Arbeit formuliertes Ziel war eine grundsätzliche Neuordnung der Beziehungen der Armee zum Staat, zum Volk und zum König. Die Begründung für diese drastischen politisch-militärischen und gesellschaftlich-militärischen Ziele war einfach und im Wesentlichen militärisch. Scharnhorst hat diese Begründung in seinen Schriften nur angedeutet. Sie wurde wahrscheinlich bei den Diskussionen unter den Reformern nicht offen ausgesprochen, doch aufgrund dessen, was die Reformer sagten, was sie taten und was sie schrieben, kann es wie folgt ausgedrückt werden:

Zielgerichtetes, entschlossenes und klug gestaltendes Talent kann wahrscheinlich aus allen Männern ein leistungsfähiges Heer schaffen. Die Griechen und die Mazedonier taten es ebenso wie die Römer, die beiden englischen Könige Edward, Gustav Adolf sowie die Vorfahren Friedrichs des Großen, und Napoleon hatte es vor kurzem für die Franzosen getan. Aber die großartige Armee einer bestimmten Generation kann nicht in eine feste Form eingefroren werden und in einer folgenden Generation ebenso großartig sein, sogar wenn sie in jeder Einzelheit dem Vorbild treu

bleibt. Das menschliche Geschehen schreitet voran, und die Technik verändert Waffen sowie Ausrüstung. Mithin müssen Heere sich mit der Zeit ändern. Wenn ein gestaltendes Talent dem vorangehenden folgt – wie bei den frühen hohenzollernschen Königen Preußens –, wird das Heer sich entwickeln und verändern, sogar wenn die allgemeine Form gleich bleibt. Aber wenn Mittelmäßigkeit dem Talent folgt und die Form gleich bleibt, ist Verfall unvermeidbar.

Gleiches gilt für die Führung des Heeres im Kriege. Hannibal, Friedrich und Napoleon erweisen, dass gewöhnliche Generale und gewöhnliche Heere nicht leicht ein Genie besiegen können, sogar wenn dessen Heer weniger leistungsfähig ist als das ihre. Aber ein Genie der Kriegführung mit einem Heer, das ein gestaltendes Genie geschaffen hat, ist unbesiegbar – das zeigten Alexander, Caesar, Gustav Adolf und, vor kurzem, Friedrich der Große und Napoleon.

Mithin entschieden Scharnhorst und seine Gefolgsleute, dass Preußen ein System brauche, durch das – so weit wie menschlich möglich – das preußische Heer von einem gestaltenden Genie geschaffen und in die Schlacht von einem Genie der Kriegführung geführt werden würde. Wie konnte allerdings ein so einfaches, aber ideales Ziel in einer Welt von unvollkommenen Menschen verwirklicht werden, in dem das Genie selten und zudem niemals vorhersehbar ist? Die Reformer mögen es nicht offen gesagt haben, doch sie müssen an die militärische Unfähigkeit der Nachfolger Friedrichs des Großen gedacht haben. Aber als treue preußische Offiziere konnten sie nicht daran denken, die Gesetze und Traditionen zu ändern, welche die Thronfolge regelten.

Das Ziel: Institutionalisierung der militärischen Höchstleistung

Die Antwort der Reformer war einzigartig und wirkte weltweit. Sie würden versuchen, das Genie zu sichern bzw. zu institutionalisieren – oder wenigstens ein System zu perfektionieren, das militärische Leistungsfähigkeit trotz aller Launen des Wechsels dauerhaft macht. Scharnhorst hat tatsächlich seine Gedanken hierüber einmal recht offen ausgesprochen:²⁰ Unfähige Generale

zu beseitigen, ist unmöglich, ihre Autorität sowie die Tradition, die sie trägt, ist zu mächtig; sie bilden überdies eine Clique, die auf das engste zusammenhält und überzeugt ist, die Güte des Heeres vorbildlich zu repräsentieren.

20 R. Höhn: Scharnhorsts Vermächtnis, Bonn 1952, S. 312 f. A. d. Ü.: Der Verfasser schreibt, als zitiere er hier Scharnhorst. Höhn stellt jedoch hier die grundlegenden Gedanken Scharnhorsts in seinen, Höhns, eigenen Worten dar.